

Aus:

EVA BISCHOFF

Kannibale-Werden

Eine postkoloniale Geschichte deutscher Männlichkeit
um 1900

April 2011, 382 Seiten, kart., zahlr. Abb., 32,80 €, ISBN 978-3-8376-1469-5

Eine postkoloniale Geschichte deutscher Männlichkeit: Eva Bischoff rekonstruiert die Verflechtungen zwischen dem kolonialen, dem kriminologisch-anthropologischen sowie dem medizinischen Kannibalismus-Diskurs um 1900 und zeigt den Kannibalen als zentralen Referenzpunkt für die Konstruktion männlicher Geschlechteridentitäten auf. Gleichzeitig demonstriert sie, wie anstelle einer binären Differenz zwischen dem weißen Mann und dem kannibalischen Anderen vielmehr ein Kontinuum männlicher (Ab-)Normalität entworfen wurde.

»Kannibale-Werden« ist ein innovativer Beitrag zur Frage nach der Intersektionalität des Geschlechts.

Eva Bischoff (Dr. phil.) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am John-F.-Kennedy Institut der FU Berlin und Postdoktorandin am SFB 700 (Governance in Räumen begrenzter Staatlichkeit).

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/ts1469/ts1469.php

Inhalt

1. KEINE ANGST VORM SCHWARZEN MANN: PROBLEMAUFRISS	9
1.1 Effekte und Affekte:	
Was produziert der Diskurs vom Menschenfresser?	11
1.2 Mannigfaltige Verflechtungen:	
Die Fragestellung im Kontext der Forschung	18
Geteilte Geschichte(n): Postkoloniale Perspektiven und die neuere Kolonialgeschichte	19
Helden, Patriarchen und Komplizinnen: Koloniale Geschlechtergeschichte	22
Bürgerlich, weiß, männlich: Intersektionalität des Hegemons	29
1.3 Anders über das Andere nachdenken: Alterität und nomadisches Subjekt	34
Zerschmetterte Spiegel: Die Verweigerung des imperialistischen Blicks	35
Das Anomale und der Schwarm der Differenz: Subjekt-Werden	38
Das nomadische Subjekt	41
1.4 Jenseits der Schwelle:	
Bio-Macht, Rassismus und Gouvernementalität	44
Der Wille zum Töten: Rassismus und Bio-Macht	47
Rechnen im rassistischen Differenzial: Normalisierung und Sicherheitsdispositiv	50
1.5 Quellenkorpus	54

2. EINVERLEIBUNG: KOLONIALES WISSEN VOM WILDEN KANNIBALEN	59
2.1 Von den grimmigen Menschenfresser-Leuth:	
Wissen, Kolonialismus und Agency	61
Verschränkung von Wissensproduktion und Kolonialismus	61
Weltaneignung ohne Kolonialismus? Spezifika der deutschen Ethnologie	64
Weder Phantasma noch Imagination: Agency und Interaktion in der Produktion des Wissens vom <i>wilden Kannibalen</i>	69
2.2 Aberglaube, Rache, Gier: Das Wissen vom wilden Kannibalen	71
Kannibalenherrscher und Azandekrieger: Der Bericht Georg Schweinfurths	71
Nachfolge und Spurensuche: Wilhelm Junker und Eduard Schnitzer	84
Ethnologie im Lehnstuhl: Richard Andree	90
2.3 Das Recht sterben zu lassen und Leben zu machen:	
Kannibalismuskurs und koloniale Gouvernamentalität	95
Wissen, Wahrheit und Verfahren: Effektivität des Wissens vom <i>wilden Kannibalen</i>	97
Kolonisierung mit Erhaltungsmitteln: Neue Kolonialherren braucht das Land?	103
Intentionen und Strategien: Kannibalismus als Problem der Seelenführung	109
3. KLIMA, KÖRPER, KANNIBALEN: GEFAHREN WEISSER MÄNNLICHKEIT	119
3.1 Koloniale Abenteuer als Teil der kolonialen Populärkultur	124
3.2 Unter Kannibalen: Von der Angst, verschlungen zu werden	127
Weiße Männer auf Expedition: Ordnung schaffen im kolonialen Raum	127
Ein sonderbarer Zweifel: Der weiße Mann und der kannibalische Impuls	137
Identifikationen mit dem <i>wilden Kannibalen</i> : Menschenjagd	142
3.3 Der Tropenkoller: Fressen und Gefressen werden	146
Männliche Nervosität, Klima und koloniale Räume	148
Wollüstige Grausamkeit: Kontrollverlust und koloniale Ordnung	153

4. WIE DIE WILDEN:	
ABERGLAUBE, DEGENERATION UND KANNIBALISMUS	165
4.1 Wie die Wilden: Aberglaube, Gier und Menschenfresserei	169
Wahn oder Aberglaube: Der Fall Franz Bratuscha	169
Unentbehrlicher Fleischgenuss: Karl Denke	171
4.2 Menschenfresserei als Atavismus:	
Lombroso und die Korporealität von Alterität	176
4.3 Vom psychopathischen Aberglauben: Modernisierung und Sicherheit	183
Gegen die Macht der Finsternis: Aufklärung und Modernisierung	183
Sicherung der Gesellschaft: Der Psychopath als Korporealität des Wilden	186
5. FLEISCHLICHES BEGEHREN: SEXUALITÄT UND KANNIBALISMUS	195
5.1 Übermächtig, primitiv, sadistisch: männliche Sexualität und Lustmord	200
Anachronistische Körper: Gewalt und männliche Sexualität	200
Fließende Übergänge: Notwendigkeit der Triebkontrolle	207
5.2 Und sei der Trieb noch so mächtig:	
Selbstkontrolle und Zurechnungsfähigkeit	210
Peter Kürten: Der Vampir von Düsseldorf	210
Beherrschung der Perversion: Zurechnungsfähigkeit und Normalisierung	214
5.3 Fehlende Manneszucht und zügellose Bestialität:	
Kannibalen im Rheinland?	219
Schwarze Schmach und weiße Männlichkeit: Aspekte der Debatte um die afro-französischen Kolonialtruppen	221
Pierre, benimm dich! Regulation männlicher Sexualitäten	231

6. DER <i>BODY POLITIC</i> ISST SICH SELBST:	
HUNGER, DEGENERATION UND MENSCHENFLEISCH	237
6.1 Verkehrte Welt: Degeneration, Hunger und der Verfall der Sittlichkeit	242
Karl Großmann: Der Frauenmörder vom Schlesischen Bahnhof	243
Mörder- und Schieberdämmerung: Kannibalismuskurs und die Angst vor dem Verfall der Sittlichkeit	249
6.2 Menschenfresser im Staatsdienst? Polizeiversagen und Haarmann-System	256
Fritz Haarmann: Der Werwolf von Hannover	257
Von Spitzeln, Tanten und Sadisten: Politische Übercodierungen	259
6.3 Männliche Jugendliche in Gefahr? Fortpflanzung und Ansteckung	266
Infektionsparanoia: Von der Fortpflanzung des Werwolfs	266
Haarmann als Jugendfürsorger? Der gute Hirte und die Normalisierung männlich-jugendlicher Körper	278
7. „ICH BIN DOCH KEIN KANNIBALE“: SCHLUSSBETRACHTUNGEN	285
Kannibale-Werden	286
Geteilte Geschichte(n) moderner Gouvernamentalität	289
Postkoloniale Geschlechtergeschichte als multidimensionales Geflecht	291
Transnationale Dimension	294
8. QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS	299
8.1 Archivalische Quellen	299
8.2 Veröffentlichte Quellen	301
8.3 Sekundärliteratur	312
8.4 Filme	369
8.5 Internetmaterialien	369
9. ANHANG: ABBILDUNGEN	371
Dank	379

1. Keine Angst vorm Schwarzen Mann: Problemaufriss

„Sie brauchen keine Angst vor mir zu haben‘ [...] ‚Ich beiße nicht. Ich weiß ja nicht, was man Ihnen über uns Afrikaner erzählt hat, aber ich kann Sie beruhigen, ich bin kein Kannibale.“¹ Mit diesen Worten stellte sich Mitte der 1920er Jahre Al-Haj Massaquoi, Student der Rechtswissenschaften am *Trinity College* der Universität Dublin, der Krankenschwester Bertha Baetz, weiße Deutsche und Tochter eines Steinbruchmeisters, vor. Der Ort der Begegnung war das Hamburger Haus des liberianischen Konsuls Momolu Massaquoi, Al-Haj Massaquois Vater. Der Wortlaut der ersten Annäherung dieser beiden, in sozialer wie ökonomischer Hinsicht aus verschiedenen Welten stammenden Menschen, ist uns überliefert durch die Autobiographie des 1926 geborenen Sohnes von Bertha Baetz, Hans Jürgen. Nun war die Selbstdarstellung Al-Hajs auch damals sicherlich nicht die Standarderöffnung aus dem Handbuch des Flirts, sondern spielte im Gegenteil auf ironische Art und Weise mit Erwartungshaltungen, Ängsten und Befürchtungen, die auf rassistischen Vorurteilen gegenüber Menschen afrikanischer Herkunft basierten. Aus historiographischer Perspektive wirft eine solche Selbstdarstellung eine ganze Reihe von Fragen auf: Was waren die Aussagen und Bedingungen des rassistischen Diskurses, auf den sich Massaquoi hier bezog? Wie war die Situation schwarzer Deutscher zur Zeit der Weimarer Republik? Wie wurden Identitäten und Alteritäten im Geflecht von ‚Rasse‘, Klasse und Geschlecht artikuliert? Welche Rolle spielte die deutsche Kolonialerfahrung in diesem Zusammenhang? Oder anders formuliert: Was mag Bertha Baetz mit dem Begriff des Kannibalen verbunden haben?

1 Massaquoi 1999, S. 27. Zur Situation von Afro-Deutschen in Deutschland zwischen 1884 und 1933 siehe: El-Tayeb 2001, S. 142-148; Campt 2004, S. 37-50; Westermann 1999 (mit besonderem Fokus auf Hamburg).

Darüber können wir aus heutiger Sicht einerseits nur spekulieren. Wie ich auf den kommenden Seiten demonstrieren werde, können wir jedoch andererseits genau rekonstruieren, auf welche Weise Kannibalismus in den 1920er Jahren in sehr vielen verschiedenen Kontexten thematisiert wurde: Angebliche Kannibalen, assoziiert mit dem „anachronistic space“ der Kolonien,² wurden ausgestellt in Jahrmärktbuden oder Völkerschauen. Stereotype Abbildungen des Menschenfressers bildeten einen festen Bestandteil des ikonographischen Inventars der *imperialist imagination*. Ethnologische Fachpublikationen oder Expeditionsberichte beschrieben sie, und in kolonialen Abenteuerromanen firmierten sie als Bösewichte. Gleichzeitig wurden afrikanische Soldaten, die als Teil der französischen Besatzungstruppen nach Ende des Ersten Weltkrieges im Rheinland dienten, als Menschenfresser diffamiert. Auch war Al-Haj Massaquoi nicht der einzige Mann, der sich explizit darauf berief, kein Kannibale zu sein. Seine Worte finden ihr verzerrtes Echo in den nachdrücklichen Dementis mutmaßlich kannibalischer Sexualstraftäter, wie Karl Großmann, Fritz Haarmann oder Peter Kürten. Ihnen allen wurde unterstellt, sie hätten das Fleisch oder das Blut ihrer Opfer selbst verzehrt oder anderen zum Verzehr angeboten. Sie alle jedoch beharrten darauf, nicht von dem Fleisch ihrer Opfer gekostet zu haben.

Gleichzeitig, und auch das werden meine Ausführungen zeigen, wurde in all diesen Auseinandersetzungen die hegemoniale weiße, deutsche und heterosexuelle Männlichkeit problematisiert: Kolonisatoren, Entdecker und Forscher bewegten sich im kolonialen Raum in der ständigen Gefahr, von Kannibalen verzehrt zu werden; eine Bedrohung, die gleichsam ein männliches Privileg darstellte. Sowohl kannibalischen Wilden wie menschenfressenden Mördern wurde die Kontrolle über die gewalttätige und triebhafte Natur des männlichen Körpers abgesprochen. Diese Triebkontrolle wiederum avancierte damit zum primären Distinktionsmerkmal weißer, bürgerlicher, heterosexueller Männlichkeit. Damit einher ging die Konstruktion eines männlichen Körpers, der, egal welcher Hautfarbe, von primitiven Impulsen und sexuellen Begierden geprägt sein sollte. Dieses Körperkonzept wurde maßgeblich von kriminologisch-anthropologischen und medizinisch-psychiatrischen Experten unter Bezug auf koloniale Diskurse gestaltet und fand in den gesellschaftlichen Debatten um die Gewalttaten einzelner deutscher Kolonisten, die angeblichen Vergewaltigungen der afro-französischen Soldaten im Rheinland sowie den Morden der Sexualstraftäter der 1920er Jahre massenmediale Verbreitung. Der Menschenfresser, so meine zentrale These, nahm in diesem Zeitraum eine neue Gestalt an, ein Vorgang, der mit einer zunehmenden Rassifizierung hegemonialer Männlichkeit Hand in Hand ging. Zugespitzt ausgedrückt: Der Kannibale hauste im Innern eines jeden Mannes.

2 McClintock 1995, S. 41.

1.1 Effekte und Affekte: Was produziert der Diskurs vom Menschenfresser?

Im Rahmen der bisher vorgelegten Studien zur Geschichte des Kannibalismusvorwurfes ist ein solcher Wandel des Diskurses vom Menschenfresser bislang nur am Rande thematisiert worden. So weist Jan N. Pieterse darauf hin, dass sich ab 1900 die Darstellung von Afrikanern und Afrikanerinnen als Anthropophagen veränderte: Die zuvor als ernst dargestellte kannibalische Bedrohung wurde nun zunehmend ironisiert.³ Daniel Fulda postuliert gar einen „Deutsche[n] Sonderweg, kannibalistisch“.⁴ Seiner Ansicht nach liegt dieser Sonderweg in der im Vergleich zu anderen europäischen Nationalstaaten kurzen kolonialen Phase begründet. Dies führte seiner Ansicht nach dazu, dass „das Motiv häufig anders besetzt wurde als in der Literatur [anderer] Kolonialmächte.“⁵ Als Kennzeichen dieser Besetzung nennt er erstens die „Exotik der Gefühle“, welche die deutsche Literatur über Kannibalen seit dem 18. Jahrhundert „kultivierte“ und in der daher „anthropologische, subjekt- und sprachtheoretische Fragen im Vordergrund“ standen. Nach Fulda wurde zweitens das „Anthropophagiemotiv“ dazu genutzt, Kritik am modernen vernunftbestimmten Subjekt der Aufklärung zu üben. Zwischen Natur und Kultur (des Menschen) wurde eine Dichotomie konstruiert, in der die Kultur ungerechtfertigt und unangemessen die Natur beherrscht.⁶ Diese Kritik kulminierte drittens seiner Ansicht nach unter den „[s]pezifisch deutsche[n] Diskursbedingungen“ der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg – „die nietzscheanische Rehabilitation des Dionysischen sowie, auf politischer Seite, die gesellschaftliche Krise infolge des verlorenen Weltkriegs“ – in der Thematisierung des „Leiden[s] an der ‚uneigentlichen‘ Gesellschaft“⁷. Aus diesen Gründen habe – viertens – das Motiv des Kannibalen „hierzulande nie vorrangig dazu [ge]dient [], die Beziehung der eigenen Kultur oder des eigenen Menschenbildes zu einer fernen Fremde zu definieren“. Vielmehr wurden „Kannibalismusfiktionen und -metaphern relativ früh als ‚a story about ourselves‘ präsentiert“.⁸

3 Pieterse 1992, S. 119.

4 Fulda 2001a, S. 20. Vgl. für seine Auseinandersetzung mit der Behandlung des Themas in der Literatur des frühen 20. Jahrhunderts auch seine Analyse der Texte von Thomas Mann (Fulda 2001b) sowie seine Untersuchung zum „Menschenfresser im modernen Epos“ (Fulda 1999).

5 Fulda 2001a, S. 20.

6 Ebd., S. 21 (HiO).

7 Ebd., S. 21-22 (HiO).

8 Ebd., S. 22 (HiO). Dass der Kannibalismuskurs im Kern eher Erzählungen über das Eigene denn über das kannibalische Andere transportiert, ist allerdings ein Befund, der auch für andere Literaturen Gültigkeit hat. Vgl. etwa Obeyesekeres Analyse der Abenteuerberichte des Chevalier Peter Dillon (Obeyesekere 2001).

Diese detaillierte Kritik an der bisherigen Vorgehensweise literatur- und kulturwissenschaftlicher Forschung weist auf viele Defizite hin und offenbart gleichzeitig weiteren Differenzierungsbedarf. So ist das Faktum, dass das Deutsche Reich lediglich kurz eine Kolonialmacht war, bei einer Analyse der Diskurse und Praktiken um Kannibalismus sicherlich zu berücksichtigen. Inwiefern allerdings hierbei von einem deutschen Sonderweg ausgegangen werden kann, bleibt zu prüfen. Wie eine Vielzahl von Studien deutlich gemacht hat,⁹ muss die These von einer europäischen ‚Normalentwicklung‘ grundlegend hinterfragt, die des deutschen Sonderweges entsprechend aufgegeben und stattdessen die Vielgestaltigkeit der Auseinandersetzung mit Andersheit in den Blick genommen werden. Dies bedeutet zu fragen, auf welchen Diskursfeldern die Auseinandersetzung mit dem ‚Anderen‘ stattgefunden hat und inwiefern diese untereinander verschränkt waren.

Des Weiteren ist Fuldas Kritik ein Beispiel dafür, dass in der wissenschaftlichen Bearbeitung des Themas häufig davon ausgegangen wird, dass im langen 19. Jahrhundert alle Bestrebungen hin zu einem natürlicheren Zustand kontrolliert und unterdrückt wurden. So führt Pieterse den Wandel vom Image des gefährlichen zum komischen ‚wilden Kannibalen‘ auf einen „return of the repressed“ und eine Verflüssigung der zuvor rigiden Grenzen zwischen Zivilisation und Natur zurück.¹⁰ Diese Repressionshypothese muss mit Blick auf die Ergebnisse von Michel Foucaults Arbeiten zur Geschichte der Sexualität in Frage gestellt werden. Statt von einer „massive[n] Zensur“ der natürlichen Triebe und Lüste auszugehen, die einem freien, natürlichen Zustand zustreben, ist vielmehr anzunehmen, dass es sich vielmehr „um einen geregelten und polymorphen Anreiz zum Diskurs“ gehandelt hat.¹¹

Im Gegensatz zu Fulda betont die überwiegende Mehrheit der Untersuchungen die lange Tradition des Kannibalismusvorwurfs und seine Bedeutung für die Herstellung der Differenz zwischen Eigenem und Anderem. Kannibalismus sei ein Vorwurf, der in europäischen Gesellschaften seit der Antike eingesetzt werde, um Menschen als Barbaren, Wilde, gefährliche Andersartige oder Fremde zu kennzeichnen, so die These der vorwiegend anthropologischen und literaturwissenschaftlichen Studien, die sich ausgehend von der 1979 erstmals veröffentlichten Studie des amerikanischen Anthropologen William Arens *The Man-Eating Myth* entwi-

9 Wie ich im weiteren Verlauf zu sehen sein wird, steht die Sonderwegsthese auch aus der Perspektive der sich neu entwickelnden transnationalen Geschichtsschreibung in der Kritik. Zur Einführung in die Grundfragen der Debatte sei an dieser Stelle auf James Sheehans Essay *Paradigm Lost?* (Sheehan 2006) verwiesen. Ausführlicher zur Sonderwegsthese siehe Kapitel 4 und 6.

10 Pieterse 1992, S. 118-119, Zitat S. 118.

11 Foucault 1983, S. 48.

ckelt hat.¹² Die Beschuldigung sei gegen Angehörige der eigenen Gesellschaft ebenso erhoben worden wie gegen Angehörige nicht-europäischer Gesellschaften. Dabei sei ihr Auftauchen völlig unabhängig von den Praktiken der Beschuldigten. Menschenfresser und -fresserinnen seien vor allem ab dem Beginn der Neuzeit das Andere der europäischen Gesellschaft, und das moderne europäische Subjekt definiere sich in Abgrenzung vom menschenfressenden Wilden:

„The modern Cartesian subject depends for its self-definition as an independent entity, clearly differentiated from others, on the image of an ‚other‘ who destroys such boundaries. [...] While serving thus as a mirror to the European subject, the cannibal threatened to swallow it, both literally, and also through representing the danger of ‚going native‘, which could cause the civilised man return to an original state of barbarism.“¹³

Mit diesem statisch-binären Modell ist jedoch eine historische Variabilität der Konstruktion von Alterität in ihrer Bedeutung für die Konstitution des modernen europäischen Subjekts nicht erfassbar. Dass mit der Beschuldigung, Menschenfleisch zu verzehren, Einzelne oder Personengruppen als ‚anders‘ gekennzeichnet wurden, ist damit also zugleich deskriptiv richtig und analytisch zu kurz gegriffen.

Des Weiteren hat die umfangreiche Forschung zum Thema aufgezeigt, dass wir einerseits davon ausgehen können, dass bestimmte Formen von Anthropophagie in allen menschlichen Gesellschaften zu allen Zeiten praktiziert worden sind oder bis heute praktiziert werden. Hierzu zählt vor allem der sogenannte Hunger- oder Notkannibalismus, der bei Schiffbrüchen oder Flugzeugabstürzen ausgeübt wurde (und wird), sowie der religiös oder auch medizinisch motivierte Konsum zumeist geringer Mengen menschlichen Fleisches oder Blutes.¹⁴ Andererseits haben die Untersuchungen deutlich herausgearbeitet, dass die überwiegende Mehrzahl der in

12 Aus der Fülle der Publikationen zu diesem Thema können an dieser Stelle lediglich einschlägige Studien genannt werden: Arens 1987, S. 182; Wendt 1989, S. 1-9; Kilgour 1990, S. 5; Hulme 1992, S. 14-15, 85; Peter-Röcher 1994, S. 154-176; Menninger 1995, S. 11-18; Hulme 1998, S. 3-6; Schülting 1997, S. 92; Peter-Röcher 1998, S. 27; Wehrheim-Peucker 1999; Wehrheim-Peucker 2001; Obeyesekere 2005, S. 1-2; Arend 2006 sowie die Beiträge in Hedwig Röckeleins Sammelband *Kannibalismus und europäische Kultur* (Röckelein (Hg.) 1996). Zur Klärung der Unterscheidung von Anthropologie und Ethnologie siehe Kapitel 2.

13 Kilgour 1998, S. 242-243.

14 Siehe dazu beispielsweise: Obeyesekere 2005, S. 36-43; Petrinovich 2000, der sich in drei Kapiteln seiner Darstellung auf die Rekonstruktion von Kannibalismus als „adaptive survival strategy“ (vii) konzentriert (S. 21-90) sowie Simpson 1994, der den ersten Prozess wegen Hungerkannibalismus im Jahr 1884 gegen den Kapitän der *Mignonette* Tom Dudley und seinen Maat Edwin Stephens rekonstruiert. Zuvor waren Seeleute in solchen Fällen nicht wegen Mordes angeklagt worden.

der Reiseliteratur, den Missionsberichten sowie der ethnologischen Forschungsliteratur geschilderten Fälle skeptisch betrachtet werden muss, da sie mehrheitlich auf Hörensagen, Mutmaßungen und Missverständnissen basieren.¹⁵ Bis heute wird in den Fachdisziplinen, zum Teil sehr heftig, um Faktizität oder Konstruktion des Kannibalismus unter Angehörigen kolonialisierter oder prähistorischer Gesellschaften gestritten.¹⁶

Mit Blick auf diese Forschungsergebnisse plädiert Richard King für eine Verschiebung der Fragestellung.¹⁷ Der Kannibalismusvorwurf, so bringt es King auf den Punkt, habe mehr Effekte mit sich geführt als allein die Einführung kategorialer, binärer Distinktionen:

„It has rather unfolded as an extremely fecund and flexible network of signifying practices, fostering an array of critical projects in both ‚alien‘ worlds and ‚civilized‘ contexts. It has enabled individuals and institutions to both reinforce and challenge hegemonic norms.“¹⁸

Statt also zu fragen, *ob* Kannibalismus wirklich vorgekommen sei oder nicht, sei vielmehr zu untersuchen, *wie* gesellschaftlich mit der Möglichkeit, dass Menschen von ihresgleichen verzehrt werden könnten, umgegangen wurde. Welche Praktiken haben sich um dieses Wissen vom Kannibalismus herum etabliert? Wie ist dieses Wissen effektiv geworden? Welche Identitätskonstruktionen waren daran gekoppelt?

Diesem Plädoyer möchte ich mich an dieser Stelle nicht nur anschließen, sondern werde es zum Ausgangspunkt meiner eigenen, folgenden Analysen machen. Ziel meiner Untersuchung ist damit eine genaue historische Verortung und Kartographierung des von King genannten Netzwerkes sinnstiftender Praktiken. Leitfragen meiner Untersuchung werden sein: Welche Rolle spielte das Wissen um die kolonialen Kannibalen innerhalb des deutschen Kolonialprojektes und welche in der postkolonialen Situation im Mutterland? Was bedeutete dies konkret für die Artikulation der hegemonialen Männlichkeitskonstruktion in der deutschen, (post)koloni-

15 Siehe dazu: Arens 1987, S. 182; Frank 1987; Kuper 1991; Obeyesekere 2005, S. 25-36 und 193-254; Peter-Röcher 1998, S. 119-132.

16 Siehe beispielsweise: Lestringant 1997, hier v.a. S. 178-179. Eines von vielen Beispielen ist die Debatte um den vermuteten Kannibalismus der Irokesen. Peggy Reeves Sanday geht davon aus, dass diese, wie viele andere Gesellschaften in der Vergangenheit, rituellen Kannibalismus ausgeübt hätten. Hauptfunktion des Ritus sei dort wie auch anderswo die „control of violent emotions“ gewesen (Sanday 1995, S. 125-150, Zitat S. xii; dagegen: Abler 1988). Andere, wie Michael Krieger, behaupten, heute noch lebende Kannibalen und Kannibalinnen getroffen zu haben. In seinem Fall lebten diese auf der pazifischen Insel Vanatu und behaupteten ihm gegenüber, bis nach Ende des Zweiten Weltkrieges einzelne ihrer Gegner aus zwischen-dörflichen Auseinandersetzungen verspeist zu haben (Krieger 1994, S. 65-77).

17 King 2000, S. 109-115.

18 Ebd., S. 109.

alen Gesellschaft? In welchem Verhältnis standen dabei weiße männliche Identität und kannibalische Alterität?

Um Antworten auf diese Fragen zu finden, wird in einem ersten Schritt (Kapitel zwei) die Produktion des Wissens vom *kannibalischen Wilden* im kolonialen Kontext rekonstruiert. Anhand von ausgewählten Reiseberichten und Werken der ethnologischen Fachliteratur sowie am Beispiel der Prozesse um die mutmaßlichen Kannibalen auf der Station Iringa, Deutsch-Ostafrika (1908/09), wird Fragen nachgegangen wie: Inwiefern und auf welche Art und Weise war die deutsche ethnologische Forschung mit dem kolonialen Projekt verflochten? Wie, von wem und wofür wurde das Wissen vom *wilden Kannibalen* genutzt? Wenn der Kannibalismusvorwurf europäischen Kolonialmächten zur Legitimierung des eigenen Herrschaftsanspruches im Sinne einer *civilising mission* diente, gab es in dieser Hinsicht Spezifika des deutschen Kolonialismus? Bei der Beantwortung dieser Fragen gilt mein besonderes Augenmerk der Rolle des indigenen Wissens bei der Produktion des ethnologischen Fachwissens vom Kannibalismus sowie der Einbettung dieses Fachwissens in die Prozesse der Herstellung und Aufrechterhaltung deutscher Kolonialherrschaft und der damit einhergehenden Regulierung von Lebensäußerungen im Sinne einer kolonialen Gouvernamentalität.

In einem nächsten Schritt (Kapitel drei) werde ich mich auf die Artikulationen weißer männlicher Identität und kannibalischer Alterität im kolonialen Diskurs konzentrieren. Ausgehend von den Ergebnissen kulturwissenschaftlich orientierter Forschungen, welche die Bedeutung der Kolonialphantasien für das deutsche Kolonialprojekt herausgearbeitet haben, soll in diesem Kapitel anhand von medizinischer Fach- und Ratgeberliteratur, Kolonialromanen, Abenteuer- und Jugendliteratur den Vorstellungen über Menschenfresser und ihrem Verhältnis zum deutschen Kolonialherrn nachgespürt werden. Dabei wird deutlich werden, dass die hier entworfenen Bedrohungsszenarien nicht nur geschlechterspezifisch, sondern auch überaus vieldeutig waren. Denn auch in anderen Bereichen tauchten diese Ängste auf: Sie bezogen sich nicht nur darauf, von den sogenannten Eingeborenen verschlungen oder von der kolonialen Umwelt in Form von Bakterien, Viren oder dem Klima vereinnahmt zu werden, sondern auch darauf, in einem Anfall des gefürchteten Tropenkollers die männlich-weiße Kontrolle über sich selbst zu verlieren.

Im anschließenden vierten Kapitel wird der Frage nachgegangen, welche Wirkung das Wissen vom *wilden Kannibalen* im kriminologischen und medizinisch-psychiatrischen Fachdiskurs und in der Interpretation von Kriminalfällen wie dem von Karl Denke entfaltete. Oder anders formuliert: Welches waren die Resonanzen und Verbindungen, welches die Brüche zum kolonialen Diskurs? Hier wird zu sehen sein, dass das koloniale Wissen vom Kannibalen für die Konstruktion des Kriminellen im kriminologischen Diskurs um 1900 von großer Bedeutung war. Bisherige Unter-

suchungen haben diese Resonanz des kolonialen Diskurses weitestgehend vernachlässigt. Meine Ausführungen in diesem Abschnitt werden die Doppelbewegung aus Differenzproduktion und Anordnung innerhalb eines Feldes von (Ab)Normalität, durch welche Delinquenten als Andere (re)produziert wurden, nachzeichnen. Die Analogie *Wie die Wilden*, so wird an dieser Stelle deutlich werden, verwies auf die Normalisierungsstrategien eines biopolitischen Dispositivs, welcher nicht nur für die Kolonie, sondern auch für das (post)koloniale Mutterland bestimmend war.

Im darauf folgenden Kapitel fünf wird die Untersuchung des Verhältnisses zwischen kannibalischer Alterität und hegemonialer weißer Männlichkeit wieder stärker in den Mittelpunkt der Analyse rücken. Wie gestaltete sich diese Relation im Kontext des kolonialen Mutterlandes? Was geschah, wenn, wie Dirk van Laak es formuliert, „kolonia[e]] Probleme in die Metropole zurück“ gelangten?¹⁹ Dazu werde ich in zwei Teilschritten vorgehen. Erstens werden, anschließend an die Ergebnisse des vorangegangenen Kapitels, Publikationen des psychiatrisch-medizinischen Fachdiskurses sowie die staatsanwaltschaftlichen Unterlagen des Falles Peter Kürten in den Blick genommen. In einem zweiten Schritt werden die Auseinandersetzungen um die afro-französischen Soldaten zur Zeit der Rheinlandbesetzung (1919-1930) hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Konstruktion weißer und nicht-weißer Männlichkeiten untersucht. Dabei werde ich demonstrieren, dass keinesfalls, wie in der Forschungsliteratur bislang postuliert,²⁰ eine klar abgrenzbare sexualisierte kannibalische Alterität und eine weiße, bürgerliche, heterosexuelle Männlichkeit, sondern vielmehr ein Kontinuum der männlichen (Ab)Normalität entworfen wurde, in dem jeweils beide verortet wurden. In diesem Sinne hieß Mann-Werden, seine Triebe zu kontrollieren, sich zu beobachten und zu zügeln, gleichzeitig aber auch Kannibale-Werden, begehren, reißen und fressen zu wollen.

Der letzte inhaltlich-analytische Abschnitt der Arbeit widmet sich der Untersuchung der verschiedenen Kopplungen des Kannibalismuskurses mit aktuellen politischen Debatten und Diskursen der Zeit der Weimarer Republik. Hier wird deutlich werden, wie der Kannibalismuskurs, gebrochen entlang der verschiedenen politischen Positionen in verschiedenen Debatten, welche die deutsche Gesellschaft der Weimarer Zeit bewegten, genutzt wurde: erstens im Zusammenhang der Kritik eines „reactionary modernism“,²¹ zweitens in der politischen Auseinandersetzung zwischen der KPD und der regierenden SPD, sowie drittens in Bezug auf die Konstruktion einer Gefährdung von männlichen Jugendlichen durch die Ansteckung mit Blut (Kannibalismus) und Sperma (Homosexualität). Wie schon in den vorangegangenen Kapiteln wird uns auch hier der Diskurs von der

19 van Laak 2004b, S. 278.

20 Siehe: Maß 2001, S. 25-27; Maß 2006, S. 76-105; Koller 2001a, S. 201-261; Lebzelter 1985, S. 44-55.

21 Herf 1984, S. 2-3, Zitat: Titel.

Menschenfresserei im Zusammenhang mit der biopolitischen Regulation von Lebensäußerungen und der Artikulation von Männlichkeiten begehen.

Wie diese kurze Übersicht deutlich gemacht hat, und wie im Schlussteil der Arbeit nochmals genauer herausgearbeitet werden wird, geht es in der hier vorgelegten Studie weniger um eine möglichst vollständige Rekonstruktion des diskursiven Archivs, welches Bertha Baetz, Al-Haj Mas-saquoi oder ihren Zeitgenossinnen und Zeitgenossen in Deutschland in Bezug auf den kannibalischen Anderen zur Verfügung stand.²² Vielmehr ziele ich mit meiner Untersuchung der verschiedenen Konstruktionen männlich-kannibalischer Identität/Alterität auf die exemplarische Rekonstruktion der Fluchtlinien und Verwerfungen des Kolonialdiskurses innerhalb der deutschen Gesellschaft zwischen 1890 und 1933.²³ Mit dieser Zielsetzung gehen zwei methodische Entscheidungen einher. Erstens die Wahl des Untersuchungszeitraumes, der diesen Fokus auf mögliche Kon-nexionen und Vernetzungen widerspiegelt. Er umfasst gezielt die Hoch-phase der aktiven deutschen Kolonialpolitik sowie die Zeit der Weimarer Republik. Es handelt sich dabei allerdings um eine Schwerpunktsetzung, nicht um eine exklusive Abgrenzung. Denn obwohl er mit dem Jahr 1933 eine eindeutig fassbare Grenze erreicht, da sich mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten und -sozialistinnen die Diskursbedingungen für die

-
- 22 Eine umfangreiche Materialsammlung zu diesem Thema hat Josef Nussbaumer vorgelegt (Nussbaumer 2004). Allerdings bezieht Nussbaumer seine Informationen zu Teilen aus quellenkritisch fragwürdiger Literatur und gibt deren verfälschende Angaben wieder. So beispielsweise hinsichtlich der angeblich kannibalischen Straftäter Großmann und Haarmann, wo er damalige Mutmaßungen und Gerüchte als Fakten oder Gerichtsurteile auflistet (ebd., S. 46, 47). Wie ich in Kapitel 6 zeigen werde, war Großmann kein Metzger, und Haarmanns vermuteter Handel mit Menschenfleisch konnte vor Gericht nicht bewiesen werden. In diesem Sinne gibt Nussbau-mers Sammlung einen guten Überblick über das diskursive Archiv des Kannibalismus-Vorwurfes, nicht jedoch über die Geschichte kannibali-scher Akte.
- 23 Obwohl ich damit keine systematische historische Diskursanalyse betrei-ben werde, entlehne ich den meiner Analyse zu Grunde liegenden Diskurs-begriff dem Foucault'schen Theoriekomplex und verstehe unter einem Diskurs eine Rede, in der die in ihr gemachten Aussagen sich auf einen gemeinsamen Gegenstand beziehen, eine Regelmäßigkeit in ihrer Anord-nung aufweisen, also einer „diskursiven Formation“ angehören, und deren Beziehungen zu anderen Reden ebenfalls eine Regelmäßigkeit, „Formati-onsregeln“, erkennen lassen. Nach Foucault ist ein Diskurs damit gleich-zeitig stets Teil einer „diskursiven Praxis“, welche über die unmittelbare, regelhafte und geregelte Rede hinausreicht. Diese Praxis umfasst nach Foucault die „Gesamtheit von [...] Regeln“, welche die „Wirkungsbedin-gungen“ der Aussagen eines Diskurses definieren. Diese können sich auf seine „soziale, ökonomische, geographische oder sprachliche Umgebung“ beziehen (Foucault 1997, S. 58, 109, 170-171).

Debatten um Kannibalen und Sexualstraftäter drastisch veränderten,²⁴ so kann dies umgekehrt nicht für das Jahr 1890 behauptet werden. Wie im Folgenden zu sehen sein wird, können wir im Gegenteil viele Diskurstraditionen beobachten, die bis in die 1860er Jahre oder, in Bezug auf den Kannibalismuskurs, bis in die Frühe Neuzeit oder länger zurück reichen. Zweitens werden an ausgewählten diskursiven Knotenpunkten Proben in das historische Material vorgenommen und anhand der genauen Analyse von retrospektiv betrachtet besonders wirkungsmächtigen Texten – wie die Schriften Richard von Krafft-Ebings, Cesare Lombrosos oder Sigmund Freuds, einschlägigen Kriminalfällen wie die von Karl Großmann, Karl Denke, Fritz Haarmann und Peter Kürten sowie massenmedialer Darstellungen und Presseerzeugnisse – die Fluchtlinien eines diskursiven Geflechts kartographiert, welches Kolonie und Metropole gleichermaßen durchzog. In diesem Sinne wird im Folgenden nicht die Geschichte eines Transfers kolonialer Diskurse und Vorstellungen von der kolonialen Peripherie in die deutsche Metropole geschrieben, sondern die geteilte Geschichte eines Netzwerks aus Diskursen und Praktiken rekonstruiert, in dem männliche Identität und kannibalische Alterität artikuliert wurden. Darüber hinaus werden die Arten und Weisen aufgezeigt, auf welche der Kannibalismuskurs eng mit der Etablierung moderner, biopolitischer Gouvernamentalität verbunden war.

Bevor ich jedoch mit der Analyse und Interpretation des historischen Materials beginne, möchte ich meine Untersuchung kurz in den größeren Kontext der sich entfaltenden neueren Forschung zur deutschen postkolonialen Geschichte, der Geschlechtergeschichte und der *Whiteness Studies* einordnen, die zentralen Begrifflichkeiten meiner Analyse erläutern sowie die Quellengrundlage der Arbeit vorstellen.

1.2 Mannigfaltige Verflechtungen: Die Fragestellung im Kontext der Forschung

Mit dem oben dargestellten Programm unternimmt meine Studie den Versuch, drei sehr unterschiedliche Forschungsfelder, namentlich die Geschichte der Kriminologie, die Geschlechtergeschichte sowie die Kolonialgeschichte miteinander zu verbinden.²⁵ Mein Ziel ist es, Fluchtlinien und Konnexionen zwischen diesen drei Feldern aufzuzeigen, also den Raum

24 Dies wird besonders deutlich am Fall Bruno Lüdke, der 1943 gefasst wurde. Alle Pressemeldungen über den Fall wurden gezielt unterdrückt und Lüdke aus Sicherheitsgründen und zu Untersuchungszwecken nach Wien gebracht. Dort starb er laut Aussage der Behörden gegenüber seinen Verwandten an Flecktyphus (siehe: Akte – Lüdke in Wien – mit Sterbeurkunde u. Bild, 1944, LAB A Pr. Rep. 030 C Tit. 198B/2368.)

25 Es gibt hingegen Versuche, die Kriminologie aus einer imperialismuskritischen Perspektive neu zu formulieren. Siehe dazu: Agozino 2003.

zwischen diesen bislang getrennt verfolgten Forschungskontexten zu erkunden. Der Fokus meiner Aufmerksamkeit wird dabei auf der Rekonstruktion der Verflechtungen zwischen den Kolonien und dem Mutterland liegen. Auf diese Weise werde ich exemplarisch die Bedeutung des kolonialen Projekts für die deutsche Gesellschaft des Kaiserreichs und der Zeit der Weimarer Republik eruieren: Es geht es also um die Geschichte hegemonialer Männlichkeit aus postkolonialer Perspektive.

Geteilte Geschichte(n): Postkoloniale Perspektiven und die neuere Kolonialgeschichte

Mit dieser Zielsetzung greife ich Anregungen der internationalen, vorwiegend englischsprachigen Forschung auf, welche auf die enge Verflechtung von Kolonie und Metropole hingewiesen hat.²⁶ Ausgangspunkt und Grundlage der meisten dieser Studien waren die Analysen und theoretischen Überlegungen aus dem Bereich der *Postcolonial Studies*.²⁷ Im deutschsprachigen Kontext ist diese postkoloniale Perspektive von Shalini Randeria unter dem Begriff einer im doppelten Sinne „geteilten Geschichte“ oder „*entangled histories*“ zusammengefasst worden. Randeria plädiert dafür, „Geschichte als *entanglement*“ aufzufassen, in dem „die miteinander in Beziehung stehenden Entitäten [...] selbst zum Teil ein Produkt ihrer Verflechtung“ sind.²⁸ Randeria bezieht sich dabei in erster Linie auf die Neukonzeptionalisierung der Geschichte der Moderne. Anstelle des Diffusionsmodells, der Ausbreitung der westlichen Moderne über den gesamten Globus qua Kolonialismus, oder des Differenzmodells, der Annahme je

26 Siehe beispielsweise: Cooper/Stoler 1997, S. 1; Cooper 2005, S. 22-24; Conrad/Randeria 2002, S. 12-22; Stoler 1996, S. 7-9. Dies ist allerdings keine exklusive Entdeckung postkolonialer Forschung. Bereits in den 1970er Jahren forderten Historikerinnen und Historiker für die Untersuchung der Geschichte des Kolonialismus, die Wechselwirkungen zwischen Kolonien und Mutterland zukünftig stärker in den Blick zu nehmen (siehe dazu: Bade 1983a, S. 140, 142). Auf sprachlicher Ebene stellt sich damit eine ähnliche Schwierigkeit, wie Anne McClintock sie für den Begriff des *Postcolonialism* dargelegt hat: Durch die Verwendung der Begrifflichkeiten, hier Kolonie und Metropole, wird der koloniale Diskurs in der kritischen Analyse und entgegen den Intentionen der Forschung fortgeschrieben (siehe: McClintock 1995, S. 9-15.)

27 Die *Postcolonial Studies* stellen ein im englischsprachigen Raum weithin etabliertes Forschungsfeld dar, dessen vollständige Darstellung den hier gegebenen Rahmen sprengen würde. Zur Einführung seien daher an dieser Stelle empfohlen: Castro Varela/Dhawan 2005; Loomba 2005 sowie Young 2006. Aufgrund ihrer zentralen Bedeutung bei der Formulierung einer postkolonialen Kritik des Eurozentrismus und dem Versuch der Resituierung Europas im globalen Kontext seien außerdem noch Chakrabarty 2007 sowie Appadurai 1996 genannt.

28 Conrad/Randeria 2002, S. 10, Zitat S. 17 (HiO). Vgl. dazu auch ihre Ausführungen in Randeria 2000 sowie Randeria 2002.

nach kulturellem Kontext unterschiedlicher Formen der Moderne, schlägt sie vor, „ein Modell miteinander verwobener Formen der Moderne zu entwickeln, die sich im Verlauf einer gemeinsamen Geschichte herausgebildet haben.“²⁹ Wie oben bereits dargestellt, soll dieses Plädoyer für die Untersuchung einer geteilten Geschichte fruchtbar gemacht werden, d.h. für die Untersuchungen der Konstruktionen kannibalischer Alterität und weißer Männlichkeit aufgegriffen und als exemplarischer Blick auf einen von vielen möglichen Aspekten der Verflechtung von Kolonie und Metropole nutzbar gemacht werden.

Randeria ist nicht die einzige Stimme, die für eine intensivere Untersuchung von Verflechtungszusammenhängen und Interaktionsprozessen plädiert. Mehr und mehr Forscherinnen und Forscher wenden sich Fragestellungen dieser Art zu. Dabei werden sowohl Anregungen der *Postcolonial Studies* als auch anderer, ebenfalls aus dem anglo-amerikanischen Forschungskontext stammender Ansätze, wie die der *New Imperial History* oder der *Global History* verfolgt.³⁰ Darüber hinaus werden auch von diesen Ansätzen unabhängige Perspektiven entwickelt: So haben beispielsweise Bénédicte Zimmermann und Michael Werner am Beispiel der deutsch-französischen Beziehungen für eine „Histoire croisée“ argumentiert.³¹ Insgesamt zeichnet sich die zunehmende Betonung der internationalen Verflechtungen bei der Entstehung der modernen Nationalstaaten allgemein und des Kaiserreiches im Besonderen ab.³²

Im Zusammenhang dieser Umorientierung hat auch das Forschungsinteresse für die deutsche Kolonialgeschichte in den letzten zehn Jahren drastisch zugenommen.³³ Zuvor fristete die Erforschung des deutschen Kolonialprojekts lange Zeit ein Schattendasein innerhalb der deutschen Historiographie:³⁴ Die deutsche Kolonialzeit galt gemeinhin als eine für das

29 Randeria 2000, S. 90.

30 Siehe dazu: Stuchtey 2002; Geyer, M./Bright 1995; Osterhammel/Petersson 2003, Schissler 2005 und Patel 2004 sowie die Beiträge der programmatischen Sammelbände Conrad/Eckert et al. (Hg.) 2007, Budde/Conrad et al. (Hg.) 2006, Osterhammel/Conrad (Hg.) 2004; Conrad/Randeria (Hg.) 2002. Lediglich Sebastian Conrad hat bisher eine Monographie zum Verhältnis von *Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich* vorgelegt (vgl. Conrad 2006).

31 Siehe: Werner/Zimmermann 2002.

32 Siehe dazu: Conrad 2006; Geyer, M. 2004; Jarausch/Geyer, M. 2003, hier bes. S. 37-59. Auch hier ist die Verzahnung mit internationalen Forschungstendenzen sehr eng. Vgl. Maier 2000; Osterhammel 2001c.

33 Für einen Überblick über die Entwicklung siehe die folgenden, in Abständen vorgelegten Forschungsüberblicke: Bade 1983b; Dülffer 1981; Grupp 1986; Friedrichsmeyer/Lennox/Zantop 1998; Wildenthal 1999; Kundrus 2003a, S. 10-18; van der Heyden 2003; Wildenthal 2006; Lindner 2008.

34 Dennoch sind bedeutende, vor allem sozialgeschichtlich orientierte Studien zum Thema erschienen. Siehe: Helmut Bleys Studie zur Geschichte DSWAs (Bley 1968), Karin Hausens Darstellung der deutschen Kolonialherrschaft in Kamerun (Hausen 1970), Detlef Balds Untersuchung zu DOA

Kaiserreich „folgenlose imperiale Episode“.³⁵ Sebastian Conrad spricht in diesem Zusammenhang sogar von einer „doppelten Marginalisierung“ des deutschen Kolonialismus:

„Zum einen hat die Vorstellung einer ‚gemeinsamen Geschichte‘ bislang nicht Eingang in die Theorien gefunden, die das Verständnis der (europäischen) Moderne bestimmen. Zum anderen aber gilt die deutsche Geschichte auch in dieser Hinsicht als Sonderfall, der von der kolonialen Erfahrung noch weniger betroffen sei als andere Nationen.“³⁶

Zu der gegenwärtigen Belebung der Auseinandersetzung mit der deutschen kolonialen Vergangenheit hat eine Vielzahl von Elementen beigetragen. Dazu gehören, neben den bereits genannten wissenschaftsinternen Faktoren, auch gesellschaftlich-politische Ereignisse wie der Jahrestag des Herero-Nama Krieges 1904-07³⁷ sowie die eigene Lebenserfahrung einer globalisierten Welt und der politischen Debatten, die damit verbunden sind, und die unter den Schlagworten Migration, Leitkultur oder Islamophobie bis hin zu Biosprit oder Reispreis geführt werden.³⁸

Dabei ist in den letzten Jahren nicht nur eine deutliche Zunahme der Zahl der Arbeiten, sondern auch eine Ausdifferenzierung des Forschungsfeldes und dessen Internationalisierung zu beobachten, zu welcher wiederum wesentliche Anregungen aus dem englischsprachigen Raum kamen.³⁹ Schwerpunkte sind dabei vor allem die kulturellen Aspekte des deutschen

(Bald 1970) sowie die Überblicksdarstellung zur Geschichte des deutschen Kolonialismus von Horst Gründer, erstmalig 1985 und jüngst in der 5., überarbeiteten Auflage erschienen (Gründer 2004e).

35 Bade 1983b, S. 108. Siehe auch: Wehler 1985, S. 39-111. Erst kürzlich noch äußerte Wehler seine Verwunderung darüber, dass ein „realgeschichtlich derart sekundäres Phänomen wie die kurzlebige deutsche Kolonialgeschichte“, welches seiner Ansicht nach weder verfassungsgeschichtlich noch sozial- und wirtschaftshistorische bleibende Auswirkungen auf die deutsche Gesellschaft gehabt habe, solche Aufmerksamkeit auf sich ziehe (Wehler 2006, S. 165-172, Zitat S. 165).

36 Conrad 2002, S. 148. In diesem Sinne auch: Eckert/Wirz 2002, S. 374-375.

37 Zu diesem Thema wurden seinerzeit eine Reihe von Ausstellungen und Veranstaltungen durchgeführt. So beispielsweise „Deutschland Namibia. Eine geteilte Geschichte“ (Rautenstrauch-Joest Museum Köln, 2004) und „1904-2004. Eine Spurensuche zum Kolonialismus am Beispiel Namibia“ (Übersee Museum Bremen, 2004-2005) sowie die „Anticolonial Africa Conference“ (Berlin, 2004) und die Veranstaltungen um „hamburg postkolonial“ (Hamburg, 2005). Siehe dazu: Zeller 2005.

38 Vgl. dazu in politikwissenschaftlicher Perspektive: Steyerl/Rodríguez (Hg.) 2003 sowie Hå 2005.

39 Hier ist vor allem Susanne Zantops Studie *Colonial Fantasies* (Zantop 1997) zu nennen, welche einerseits erstmalig die Bedeutung des kulturellen Aspekts des deutschen Kolonialprojekts deutlich herausgearbeitet hat und andererseits seine Verwurzelung innerhalb der deutschen Gesellschaft jenseits, in diesem Falle vor, der offiziellen Kolonialpolitik demonstriert hat.

Kolonialismus.⁴⁰ Hier sind in erster Linie die Analysen von Kolonialliteratur,⁴¹ die Historiographie der Entdeckungsreisen,⁴² Arbeiten zur Geschichte der Völkerschauen und Kolonialausstellungen⁴³ sowie Untersuchungen der kolonialen Erinnerungskulturen zu nennen.⁴⁴ Auch neue Studien zu einzelnen Kolonien sind entstanden.⁴⁵ Gleichzeitig wurden Themen der Geschichte des Rassismus in Deutschland neu aufgerollt;⁴⁶ namentlich die Erfahrungen schwarzer Deutscher.⁴⁷

Helden, Patriarchen und Komplizinnen: Koloniale Geschlechtergeschichte

Ein Forschungsfeld, dem in diesem Zusammenhang in den vergangenen Jahren besondere Aufmerksamkeit zu Teil wurde, ist die Forschung zur kolonialen Frauen- und Geschlechtergeschichte. So hat beispielsweise Laura Ann Stoler mit Blick auf das britische sowie niederländische Kolonialprojekt herausgearbeitet, dass Geschlechteridentitäten und Sexualitäten nicht rekonstruiert werden können, ohne die Auseinandersetzungen in und mit den Kolonien zu berücksichtigen: „[R]acial obsessions and refractions of imperial discourses on sexuality have not been restricted to bourgeois culture in the colonies alone“. Stattdessen sei anzunehmen, dass bürgerliche Geschlechteridentitäten sowohl in den Kolonien als auch in der Metropole stets auch entlang der Kategorie ‚Rasse‘ kodiert gewesen seien.⁴⁸

Das Interesse an einer Frauen- und Geschlechtergeschichte, die sich mit der deutschen Kolonialvergangenheit kritisch auseinandersetzt, speist

40 Siehe dazu die Beiträge in den Sammelbänden von Honold/Simons (Hg.) 2002; Friedrichsmeyer/Lennox et al. (Hg.) 1998; Honold/Scherpe (Hg.) 2004 und Kundrus (Hg.) 2003 sowie Kundrus 2003a. Vgl. dazu auch die Ausführungen in Kapitel 3.

41 Vorgelegt von Berman 1998; Kiening 2006; Benninghoff-Lühl 1983; Warmbold 1982 und Short 2003.

42 Hier sind in erster Linie Essner 1985 sowie Fiedler 2005 zu nennen.

43 Ein rasch wachsendes Forschungsfeld, aus dem hier nur die zentralen Publikationen genannt werden können. Dazu gehört Dreesbach 2005, Dreesbach/Zedelmaier (Hg.) 2003, sowie Thode-Arora 1989, Köstering 2003 sowie Kusser 2007, Ciarlo 2003a und Wiener, Mi. 1990. Siehe dazu auch: Bruckner 2003; Benninghoff-Lühl 1984; Benninghoff-Lühl 1986; Goldmann 1985; Haberland 1988; Hey 1997; Ciarlo 2003b.

44 Siehe: Möhle (Hg.) 1999; van der Heyden/Zeller (Hg.) 2002; Krüger 1999.

45 Namentlich Pesek 2005 (DOA), Zimmerer 2001 (DSWA) sowie Zurstrassen 2008 (Togo).

46 Siehe dazu: Grosse 2000 und Zimmerman 2001.

47 Zu nennen ist hier das Pionierwerk Oguntoye 1997 sowie Oguntoye (Hg.) 2007 (erstmalig erschienen 1997). Siehe dazu auch: El-Tayeb 2001, Schubert 2003 und Camp 2004. Darüber hinaus sind in vergangenen Jahren eine Reihe von Sammelbänden zum Thema erschienen, siehe: Bechhaus-Gerst (Hg.) 2003; Bechhaus-Gerst/Klein-Arendt (Hg.) 2004; Mazón/Steingröver (Hg.) 2005; Bechhaus-Gerst/Giesecke (Hg.) 2006.

48 Stoler 1996, S. 7.

sich allerdings nicht nur aus den oben genannten forschungsinternen und gesellschaftlich-politischen Quellen, sondern auch aus einer bereits in den späten 1980ern und frühen 1990er Jahren begonnenen Auseinandersetzung der feministischen Bewegung mit den ihr inhärenten Rassismen.⁴⁹

In diesem Zusammenhang ist die Pionierarbeit von Martha Mamozai, *Schwarze Frau, weiße Herrin*, zu nennen, die in sozial- und frauengeschichtlicher Perspektive die Lebensbedingungen von afrikanischen wie deutschen Frauen in DSWA untersucht.⁵⁰ Die Analyse der Rolle deutscher Frauen für das nationale Kolonialprojekt, sei es in den Kolonien selbst oder als Mitglied einer kolonialpolitischen *pressure group* im Mutterland, sowie die Rekonstruktion der damit verbunden Weiblichkeitskonstruktionen, bildete in der Folge das Hauptthema dieser Forschungsrichtung, zu deren zentralen Beiträgen die Studien von Karen Smidt, Lora Wildenthal, Katharina Walgenbach und Anette Dietrich zu zählen sind.⁵¹ Als gemeinsamen Nenner der Ergebnisse ihrer Untersuchungen können wir festhalten, dass erstens Frauen mit den Kolonien ein utopischer Raum zur Verfügung stand, der einen Weiblichkeitsentwurf ermöglichte, in dem weißen Frauen ein größerer individueller Handlungsspielraum zur Verfügung stand, sei es als politische Aktivistin oder als Farmersfrau. Zweitens, dass dabei aber zur Begründung dieser Ausweitung stets im Rahmen des konventionellen bürgerlichen Geschlechtermodells argumentiert wurde.⁵² Besonders genau ist die zentrale Bedeutung demonstriert worden, welche deutschen Frauen als „Trägerinnen deutscher Bildung, deutscher Zucht und Sitte“ in der Durchsetzung einer rassistischen Bevölkerungspolitik in der Siedlungskolonie DSWA zugeschrieben wurde.⁵³ Ein Aspekt, der vor allem anhand der Analyse der historischen Debatten um die „Mischehen“, welche wiederum einen besonderen Schwerpunkt der Forschung ausmachen, herausgearbeitet worden ist.⁵⁴

Ebenso wie in anderen Forschungsfeldern setzte auch im Kontext der deutschen Kolonialgeschichte das Interesse an einer Geschichte der Männlichkeiten etwas später ein, so dass zur Zeit nur wenige Arbeiten eine deut-

49 Siehe dazu: die Beiträge von Birgit Rommelspacher (Rommelspacher 1993 und Rommelspacher 1995).

50 Siehe: Mamozai 1989. In diesem Sinne auch: Gouda 1993.

51 Smidt 1995; Wildenthal 2001; Walgenbach 2005; Dietrich 2007.

52 Siehe: Walgenbach 2005, S. 142-157; Wildenthal 2001, S. 131-139.

53 Adda v. Liliencron, „Ein Wort über den Deutschkolonialen Frauenbund und seine Aufgaben“, in: *Kolonie und Heimat* 1,20 (1908-09), S. 9.

54 Das Thema wird in nahezu allen Monographien zur kolonialen Geschlechtergeschichte sowie denen zur Geschichte der Afro-Deutschen behandelt. Siehe: El-Tayeb 2001, S. 92-131; Wildenthal 2001, S. 79-129; Kundrus 2003a, S. 219-279; Camp 2004, S. 37-49; Walgenbach 2005, S. 77-83. Siehe darüber hinaus auch: Kundrus 2003c, Kundrus 2006b, Essner 1992, Warmbold 1992 sowie die Beiträge in Becker, F. (Hg.) 2004.

sche koloniale Männlichkeit thematisieren.⁵⁵ Hierzu gehören Lora Wildenthals *German Women for Empire*, Birthe Kundrus' *Moderne Imperialisten*, Rosa Schneiders Studie „*Um Scholle und Leben*“. *Zur Konstruktion von ‚Rasse‘ und Geschlecht in der kolonialen Afrikaliteratur um 1900* sowie Sandra Maß' Studie *Weißer Helden – schwarze Krieger*.⁵⁶ Die Mehrheit der genannten Studien konzentriert sich dabei auf die Analyse der Konstruktion weißer Männlichkeit in Relation zu weißen und afrikanischen Frauen.

So macht Wildenthal anhand der Untersuchung der sogenannten Mischehendezitate zwei einflussreiche Modelle weißer Männlichkeit aus: dasjenige der „imperial patriarchy“ einerseits sowie des „liberal nationalism“ andererseits.⁵⁷ Die Vertreter des ersteren Modells verstanden sich als Patriarchen im traditionellen Sinne des *pater familias*, deren Autorität in den Kolonien jedoch nicht nur über ihren sozialen Status und ihr Geschlecht begründet wurde, sondern auch über ihre Zugehörigkeit zur weißen ‚Rasse‘. Repräsentanten des zweiten Modells sahen sich selbst als Mitglieder einer nationalen Gemeinschaft, die im Binnenverhältnis der männlichen Staatsbürger untereinander egalitär strukturiert war und im Außenverhältnis zu den Kolonialiserten, mit Verweis auf die angeblich rassische Überlegenheit der Weißen, hierarchisch wirkte. Wildenthals Differenzierung weißer kolonialer Männlichkeit beruht auf der Rekonstruktion des Interessenskonfliktes zwischen einer ersten Generation von Kolonisatoren, die sich im Zuge der kolonialen Eroberung materiellen Wohlstand, soziales Prestige und individuelle Autonomie sichern konnten, und einer zweiten Gruppe von Kolonisatoren, die zu spät in die Schutzgebiete kamen, um sich solche Positionen noch erobern zu können. Erstere „had created a way of life that would have been impossible to duplicate in Germany.“⁵⁸ Letztere war eng verflochten mit der Kolonialreform Bernhard Dernburgs (1865-1937), welche, wie im Folgenden noch zu sehen sein wird, auf eine produktivere und effektivere Ausbeutung der Sozial- und Arbeitsbeziehungen sowie die Regulation auch privater Lebensbereiche entlang den Kriterien einer modernen Gouvernamentalität in den Kolonien zielte. Hinsichtlich der Beziehung zwischen weißen Männern und Frauen propagierten die Liberal-Nationalen ein partnerschaftliches Ehemodell, welches sowohl von Frauenkolonialvereinen als auch von der bürgerlichen Frauenbewegung vertreten wurde.⁵⁹ Beiden Modellen gemein-

55 Anders hingegen im englischsprachigen Forschungsbereich. Hier gehört die Untersuchung von Männlichkeitskonstruktionen bereits seit mehreren Jahren zum Forschungsfeld. Siehe: Hale, G. 1998; Sinha 1995 und Kasson 2002.

56 Wildenthal 2001; Kundrus 2003a; Maß 2006; Schneider, R. 2003.

57 Wildenthal 2001, S. 80.

58 Ebd.

59 Als die ideale Verkörperung einer weißen Partnerin galt dabei die sogenannte *Farmersfrau*, die gleichzeitig zur Sicherung der ökonomischen wie

sam war jedoch die unhinterfragte Verfügungsgewalt weißer Männer über die Körper indigener Frauen.⁶⁰

In ganz ähnlicher Weise unterscheidet Kundrus in ihrer Analyse der Diskurse um die Besiedlung des sogenannten Schutzgebietes DSWA zwischen dem Pionier und dem Familienoberhaupt. Während ersterer sich über männerbündische Gesellschaften identifizierte und auf die traditionellen Normen und Werte der „soldatisch-virile[n] Formen der Männlichkeit“ bezog,⁶¹ ging letzterer eine symbiotisch-partnerschaftliche Verbindung mit der deutschen weißen Frau ein, welche ihn gegen die ‚degenerierenden‘ kulturellen und klimatischen Einflüsse der Kolonien schützte. Ohne die weiße Frau, dem „natürliche[n] Kulturwesen“, drohte ihm die sogenannte ‚Verkafferung‘.⁶² Auf ihm ruhten die Hoffnungen der deutschen Kolonialbegeisterten, die sich eine dauerhafte und ökonomisch erfolgreiche Besiedlung der Kolonien wünschten. Er verkörperte den „idealen Siedler“: einen Mann, der die Eigenschaften eines „selbständigen, gebildeten, moralisch hochstehenden, materiell gefestigten und ‚rassebewußten‘ Wirtschaftsbürgers“ auf sich vereinte.⁶³ Auch klassenspezifische, gezielt antiproletarische Elemente spielten bei der Formulierung dieses Idealbildes eine Rolle. Da Angehörige des Proletariats oder der Unterschichten als besonders anfällig für die Verführungen und zersetzenden Einflüsse der Tropen galten, sollten möglichst bürgerliche weiße Männer für das Siedlungsprojekt gewonnen werden.⁶⁴ Ausreichendes Startkapital sollte die Bildung eines weißen, kolonialen Proletariats, dessen Existenz die ‚Überlegenheit‘ der weißen Kolonisatoren in Frage gestellt hätte, verhindern.⁶⁵ Anders als Wildenthal fokussiert Kundrus in ihrer Studie damit nicht auf die Auseinandersetzungen zwischen Vertretern dieser beiden Männlichkeitsentwürfe, sondern konzentriert sich auf die Rekonstruktion des relationalen Charakters des *idealen Siedlers*, welcher nur in seiner komplementären, reproduktiv-heterosexuellen Beziehung zur weißen deutschen Frau denkbar gewesen sei. So hält die Autorin am Ende fest: „Konzeptionelles Leitbild für die Besiedlung wurde schließlich das gebildete, eher vermögende, disziplinier-

kulturellen Basis ihrer Familie beitragen konnte. Siehe auch: Wildenthal 2001, S. 82-84, 151-156; Walgenbach 2005, S. 156-157 sowie Dietrich 2007, S. 261-267.

60 Wildenthal 2001, S. 80-84.

61 Kundrus 2003a, S. 79. Die Autorin weist an dieser Stelle auch darauf hin, dass wie in anderen geschlechterhomogenen Gruppen auch hier Männer Tätigkeiten und Funktionen übernahmen, die gesellschaftlich als weiblich konnotiert galten. Siehe dazu auch die Ausführungen in Kapitel 6.

62 Siehe: Kundrus 2003a, S. 87-88, 283, Zitat S. 87. Zum Begriff der ‚Verkafferung‘ vgl. Kapitel 3.

63 Siehe: Kundrus 2003a, S. 67-77, Zitate S. 44, 70.

64 Siehe: Ebd., S. 88.

65 Ebd., S. 70.

te und seine Affekte im Zaum haltende, weiße, deutsche Farmer-, Arbeits- und Ehepaar.“⁶⁶

Einen ganz ähnlichen Zugang hat auch Schneider für ihre Untersuchung *Um Scholle und Leben* gewählt. Auch sie nimmt den relationalen Charakter von Männlichkeitskonstruktionen in den Blick und fokussiert dabei auf das Beispiel DSWAs. Anders jedoch als Wildenthal und Kundrus, die sich in ihren Analysen auf die kolonialpolitischen Diskurse um die „Mischehendebatten“ sowie die Siedlungspolitik konzentrieren, befasst sich Schneider in ihrer Darstellung stärker mit den Ängsten und Befürchtungen, die um die Beziehungen zwischen weißen deutschen Männern und afrikanischen Frauen in kolonialliterarischen Darstellungen aufgebaut wurden. Dabei thematisiert sie nicht nur die Gefahr der ‚Verkaffierung‘ weißer Männer durch (sexuelle) Kontakte mit afrikanischen Frauen, die bereits von ihren Fachkolleginnen ausführlich diskutiert worden ist, sondern auch die Bedrohung, die von „Orlogweiber[n]“ ausgehen sollte. Mit diesem Begriff wurden afrikanische Frauen bezeichnet, die aktiv im Herero-Nama Krieg 1904-07 auf Seiten der Indigenen gekämpft hatten. Ihnen wurde nachgesagt, die Leichen der gefallenen deutschen Soldaten verstümmelt zu haben. Diese, so rekonstruiert Schneider anhand der Kolonialromane deutscher weißer Frauen, repräsentierten damit die Gefahr einer karnibalen Einverleibung, in der das traditionelle „Bild vom jungfräulichen Land, in das der europäische Eroberer eindringt“, umgekehrt wurde.⁶⁷

„An die Stelle der männlich-weißen Kolonialgeste des Eindringens tritt das Schreckensbild einer phallischen schwarzen Weiblichkeit. Hyänisch wie die Orlogweiber kastriert die Kannibalin den weißen Mann und verleibt sich buchstäblich sein penetratives Potential ein.“⁶⁸

Die Gefahr, von indigenen Frauen verspeist zu werden, stellte jedoch nicht die einzige Gefährdung für Leib und Leben der weißen Kolonisatoren dar. Neben den menschlichen Einwohnerinnen drohten andere, ‚natürliche‘ Feinde (Parasiten, Insekten, Viren, Bakterien) in den männlichen Körper einzudringen und umgekehrt ihn zu kolonisieren.⁶⁹ Dem so drohenden „Untergang des weißen Körpers“ wurde mit strikten Sanktionen begegnet, um die verlorene Stabilität und die verletzten Körpergrenzen wieder herzustellen.⁷⁰ Auf diese Weise, so argumentiert Schneider unter Bezug auf Michail Bachtins Überlegungen zum modernen Körper, sei der weiße Körper als geschlossener Körper zu verstehen, während der afrikanische,

66 Ebd., S. 283.

67 Schneider, R. 2003, S. 161-162, Zitat S. 162.

68 Ebd., S. 161-162.

69 Siehe: Ebd., S. 167-172.

70 Ebd., S. 167 (Zitat) sowie S. 158-161.

„kolonisierte[] Körper“ in der von ihr untersuchten Kolonialliteratur als vormoderner, offener, „groteske[r] Körper“ zu verstehen sei.⁷¹

Diese Interpretation wirft eine ganze Reihe von Fragen auf, denen im dritten Kapitel eingehender nachgegangen werden wird. Auf eine grundsätzliche Problematik sei allerdings an dieser Stelle bereits hingewiesen: Schneider rekurriert zur Interpretation ihres Materials auf Forschungsarbeiten und Körpermodelle, die sich ihrerseits dezidiert auf einen frühneuzeitlichen Kontext beziehen.⁷² Wie andere Forschungsarbeiten demonstrieren, unterscheiden sich Geschlechter- und Körperkonstruktionen der Frühen Neuzeit oder auch des 18. Jahrhunderts erheblich von denen des späten 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts.⁷³ Eine Differenz, die sich, wie Monika Wehrheim-Peuker gezeigt hat, vor allem hinsichtlich der Bedeutung des Geschlechts des Kannibalen beziehungsweise der Kannibalin bemerkbar macht. In Bezug auf das in der Frühen Neuzeit vorherrschende Weiblichkeitskonzept, welches Frauen eine aggressive Sexualität unterstellte, sowie im Zusammenhang mit misogynen Stereotypen wie dem der Hexe, wurde Menschenfresserei in den Reiseberichten vor allem indigenen Frauen zugeschrieben.⁷⁴ Vor dem Hintergrund dieser Forschungsarbeiten erscheinen Schneiders Vorgehensweise, Konzepte und Interpretationsansätze, die für den frühneuzeitlichen Kontext entwickelt wurden, ohne kritische Reflexion auf einen anderen Zeitrahmen anzuwenden, fraglich. Im Gegensatz dazu werde ich auf den folgenden Seiten eine möglichst genaue historische Verortung des Kannibalismus-Vorwurfs sowie der damit verbundenen Geschlechterkonstruktionen vornehmen.

Während sich Schneider, Kundrus und Wildenthal auf die Analyse der Geschlechterkonstruktionen in der kolonialen Situation beschränken, geht Sandra Maß in ihrer Studie *Weißer Helden – schwarze Krieger* als einzige unter den bislang vorliegenden Forschungsarbeiten zum Thema Kolonialismus und weiße Männlichkeit über den unmittelbaren kolonialen Kontext hinaus. Angeregt durch die Auseinandersetzung mit Studien über den Zusammenhang zwischen Männlichkeiten und dem Britischen Empire,⁷⁵ untersucht Maß den Einfluss der deutschen Kolonialerfahrung auf die Entwicklung der für die deutsche Geschlechtergeschichte so bedeutsamen *soldatischen Männlichkeit*. In ihrer Untersuchung berücksichtigt Maß den multirelationalen Charakter hegemonialer Männlichkeit, indem sie nicht

71 Ebd., S. 161.

72 Vgl.: Bachtin 1987 und Schülting 1997.

73 Siehe dazu: Laqueur 1990, hier v.a. S. 25-62 zum „one-sex model“ sowie Duden 1987, hier v.a. S. 14-46.

74 Siehe: Wehrheim-Peuker 1999, S. 28-31; Wehrheim-Peuker 2001, S. 171-173.

75 Da diese Studien auch für meine Analysen einen wichtigen Referenzrahmen bilden, seien die einschlägigen Werke hier kurz genannt: Mangan 1986; Bristow 1991; Dawson 1994 sowie Levine (Hg.) 2004. Vgl. auch die Ausführungen in Kapitel 3.

nur auf die Bedeutung der homosozialen, männerbündischen Strukturen der Schutztruppe verweist, sondern auch die besondere Rolle von Frauen in der Propagandaarbeit gegen die ‚Schwarze Schmach‘ und die darin vertretenen Weiblichkeitskonstruktionen herausarbeitet.⁷⁶ Ihre besondere Aufmerksamkeit richtet sich jedoch auf die Rekonstruktion des Verhältnisses zwischen der weißen Männlichkeit, dem *weißen Helden*, und seinem afrikanischen Anderen, dem *schwarzen Krieger*. Das Bild des letzteren, so eines der zentralen Ergebnisse ihrer Studie, war ein zwiespältiges: einerseits das „des treuen Gefolgsmannes“, des deutschen *Askari*, während er andererseits als „der Barbar, der Kannibale“ galt, repräsentiert durch den afro-französischen Kolonialsoldaten. Beide Figuren waren jeweils eingebettet in einen spezifischen Diskurs: in den von der heldenhaften Verteidigung der deutschen Kolonien gegen einen übermächtigen Feind auf der einen Seite und in den von der Besetzung des Rheinlandes durch „marodierende und vergewaltigende Horden afrikanischer Soldaten“ auf der anderen Seite. In beiden Diskursen, so Maß, „fungierte der afrikanische Soldat [...] als Spiegel weißer, kolonialer und soldatischer Männlichkeit.“⁷⁷

Konzeptionell bezieht sich Maß dabei auf Homi K. Bhabhas Begriff des kolonialen Stereotyps. Wie dieser in seiner Studie *Location of Culture* argumentiert, repräsentiert das Stereotyp eine grundlegende Ambivalenz, welche den gesamten kolonialen Diskurs durchzieht: die der Gleichzeitigkeit von Begehren und Ablehnung.⁷⁸ Wie im Folgenden noch ausführlicher dargestellt werden wird, greift Bhabha bei der Entwicklung seines Modells vom kolonialen Stereotyp auf die Terminologie und Begrifflichkeit der Lacan'schen Psychoanalyse, namentlich das Konzept der Spiegelphase, zurück. Damit basiert Maß' Argumentation auf einem binären Negationsmodell, dessen Erklärungspotential, wie im Zuge dieser Arbeit sichtbar werden wird, enge Grenzen hat. So kann Maß zwar konstatieren, dass die Vorstellung von Zivilisierung als einem historisch-evolutionären Prozess der Triebhemmung notwendig impliziert, dass die „Grenze zwischen Schwarzen und Weißen so strikt nicht war“, kann aber die Bedeutung dieser Beobachtung nicht genauer ausleuchten.⁷⁹ Anders als Maß werde ich gezielt die vielfältigen Konnexionen, welche weiße Männlichkeit und kanibalische Alterität konstituierten, in den Mittelpunkt meiner Analyse stellen, um eine Verkomplizierung und Auflösung der Position des männlichen Hegemons zu ermöglichen. In diesem Sinne trägt die hier vorgelegte Arbeit zu dem intellektuellen Projekt des „making queer all sexualities“ bei, dessen Ziel es ist, herauszufinden „what is fundamentally weird and

76 Maß 2006, S. 15, 56-70, 89-100. Zum Begriff der ‚Schwarzen Schmach‘ vgl. meine Ausführungen in Kapitel 5.

77 Maß 2006, S. 3. Siehe auch: Maß 2005, S. 138.

78 Siehe: Bhabha 2001, S. 77-78.

79 Maß 2001, S. 27.

strange about all bodies, all carnalities [...] whether they conform to the norms and ideals of culturally valorized models or not“.⁸⁰

Wie so oft im Zusammenhang mit Qualifikationsarbeiten liegt zwischen dem Abschluss der Arbeit und ihrer Drucklegung ein gewisser Zeitraum. Weitere, für die hier behandelten Fragen interessante Studien sind in der Zwischenzeit veröffentlicht worden, ohne dass sie im Manuskript ausreichend berücksichtigt werden konnten. Dazu zählt in erster Linie Stefanie Michels Studie *Schwarze deutsche Kolonialsoldaten*, in der den vielfältigen Beziehungen zwischen afrikanischen Söldnern und weißen Offizieren nachgegangen wird. Allerdings operiert auch Michels auf Grundlage der oben ausführlich kritisierten Dichotomie, wenn auch mit der Absicht – ganz im Sinne postkolonialer Theoriebildung – die Wechselseitigkeit und Hybridität des historischen Verhältnisses zwischen Eigenem und Anderen aufzuzeigen.⁸¹ Hier zeigt sich erneut der Bedarf, anders über das Andere nachzudenken, und damit die Aktualität des hier vorgelegten Beitrags.

Bürgerlich, weiß, männlich: Intersektionalität des Hegemons

Mit meiner Frage nach der Verschränkung von Kolonie und Metropole in der Artikulation hegemonialer Männlichkeit ordnet sich meine Arbeit in ein Forschungsfeld im Bereich der historischen Geschlechterstudien ein, das durch ein doppeltes Forschungsdesiderat gekennzeichnet ist. Zum einen mangelt es bislang allgemein an Forschungsarbeiten, welche systematisch die von Randeria genannten *entangled histories* analysieren.⁸² Zum anderen existieren, mit Ausnahme von Maß' Studie, keine Arbeiten zur Bedeutung kolonialer Diskurse für die Konstruktion hegemonialer, bürgerlich-weißer Männlichkeit im Besonderen. Während Maß' Arbeit auf ein binäres Abgrenzungsmodell rekurriert, welches eine differenzierte Betrachtung mehrdeutiger und vielfältiger Beziehungen notwendig ausschließt, stelle ich, wie oben bereits erwähnt, das multirelationale Beziehungsgeflecht zwischen Identität und Alterität in den Mittelpunkt meiner Analyse. Die hier vorgelegte Untersuchung der Kontinuitäten und Diskontinuitäten kolonial-rassistischer Diskurse in der Artikulation weißer Männlichkeit und kannibalischer Alterität am Beispiel der Lustmörder der Zeit der Weimarer Republik soll damit einen Beitrag zu einer postkolonialen Geschlechtergeschichte und damit zu einer Auflösung dieses doppelten Forschungsdesiderates darstellen. Gleichzeitig knüpft meine Studie damit an aktuelle theoretisch-methodische Überlegungen an, die zur Zeit in ver-

80 Grosz/Probyn 1995, S. xi.

81 Siehe: Michels 2009, S. 7.

82 Neben Maß' geschlechterhistorischer Untersuchung bislang allein stehend Sebastian Conrads Aufsatz zur „Eingeborenenpolitik‘ in Kolonie und Metropole“ (Conrad 2004).

schiedenen Forschungsrichtungen in Bezug auf die Konzeptionalisierung der Verschränkung geschlechtlicher, rassistischer und klassenspezifischer Kategorien in der Artikulation von Männlichkeit angestellt werden.

Bereits 1986 hat Joan Scott in ihrem grundlegenden Artikel *Gender: A Useful Category of Historical Analysis* dargestellt, dass es sich bei der sozialen Konstruktion des Geschlechts um eine relationale Kategorie handelt, die einen „primary way of signifying relationships of power“ darstellt und welche nur in ihren Bezügen zu anderen gesellschaftlichen Identitätskategorien sinnhaft zu untersuchen sei.⁸³ Es gilt inzwischen als der *common sense* der Forschung, dass, wie Judith Butler es formuliert,

„Geschlechtsidentität in den verschiedenen geschichtlichen Kontexten nicht immer übereinstimmend und einheitlich gebildet worden ist und sich mit den rassischen, ethnischen, sexuellen, regionalen und klassenspezifischen Modalitäten diskursiv konstituierter Identitäten überschneidet.“⁸⁴

Nicht nur die Frauen- und Geschlechterforschung, auch die Forschungen zur Geschichte der Männlichkeiten haben diesen relationalen Charakter von Geschlechtsidentitäten deutlich herausgearbeitet.⁸⁵ Zur Beschreibung dieses Phänomens hat sich der Begriff der hegemonialen Männlichkeit durchgesetzt. Geprägt von R. Connell, bezeichnet er diejenige Männlichkeit, welche innerhalb eines historisch spezifischen, vermachteten Geschlechterverhältnisses gegenüber anderen vergeschlechtlichten Identitätskonstruktionen die hegemoniale Position einnimmt.⁸⁶ Diese wird, soweit

83 Scott, J. 1986, S. 1067. Eine Vielzahl von Studien zur Frauen- und Geschlechtergeschichte ist dieser Spur nachgegangen. Für den deutschen Kontext hier zu nennen: von Braun 1992; Rommelspacher 1993; Rommelspacher 1995. Maßgeblicher Einfluss ging dabei auch hier wieder von den Publikationen aus dem anglo-amerikanischen Raums aus. Siehe dazu: Hooks 1981, Davis, A. 1994, Frankenberg 1993 sowie Ware 1993.

84 Butler 1991, S. 18.

85 Geschlechtergeschichtliche Forschungen zur Männlichkeit, die lange Zeit im Vergleich zur Frauen- und Geschlechtergeschichte ein Schattendasein fristeten, haben in den letzten Jahren beträchtliche Fortschritte gemacht. Siehe dazu: Martschukat/Stieglitz 2005 und Kühne (Hg.) 1996. Als zentrale Beiträge zur Debatte im deutschsprachigen Raum sind des Weiteren zu nennen: Schmale (Hg.) 1998, Schmale 2003 sowie Frevert 1991. Darüber hinaus sei hier ausdrücklich auf die wegweisenden Studien von R. Connell verwiesen, in denen das Konzept der hegemonialen Männlichkeit entwickelt wurde (Connell 1995 und Connell 2000). Zur feministischen Perspektive auf die sich entwickelnden *Masculinity Studies* vgl. exemplarisch die Beiträge in Gardiner (Hg.) 2002 und Newton 1998.

86 Siehe: Connell 1995, S. 76: „Hegemonic masculinity‘ is not a fixed character type, always and everywhere the same. It is, rather, the masculinity that occupies the hegemonic position in a given pattern of gender relations, a position always contestable.“ Connell entlehnt den Begriff der Hegemonie bei Antonio Gramsci, der damit die Vormachtstellung von sozialen Grup-

die Untersuchungsergebnisse der Männlichkeitsgeschichte, von der bürgerlich-weißen, heterosexuellen Männlichkeit besetzt, die in Relation sowohl zu anderen, minorisierten Männlichkeiten (schwarze Männlichkeiten, Männlichkeiten homosexueller Orientierung) als auch zu (weißen oder schwarzen) Weiblichkeiten hergestellt wird.⁸⁷

In den letzten Jahren mehren sich die Forderungen, „den Konstruktcharakter hegemonialer Geschlechtsidentität“ eingehender zu untersuchen, um „die soziokulturelle Position des Hegemons ihrer vermeintlichen Selbstverständlichkeit“ zu entheben: „Auch weiße heterosexuelle Mittelklasse männer haben eine Geschlechtsidentität, die nicht natürlich, sondern kulturell geprägt ist.“⁸⁸ Gleichzeitig wird die Neuorientierung der bisherigen Forschung und ihrer Ergebnisse in einem transnationalen, postkolonialen Kontext eingefordert.⁸⁹ Denn

„[e]rst durch die Konstruktion ‚anderer‘, kulturell bzw. ethnisch divergenter Männlichkeiten versichert sich der ‚weiße Mann‘ seiner (post)kolonialen Machtposition. Parallel dazu werden kulturell divergente Männlichkeitsentwürfe universalisierend in westliche Männlichkeitskonstrukte integriert.“⁹⁰

Einer ähnlichen Kritik wird zurzeit auch die Analyse des „Weiß-Seins“ im Rahmen der *Whiteness Studies* unterzogen. *Whiteness* wird im Kontext dieses Forschungszusammenhangs in einem doppelten Sinne verstanden: einerseits als System sozialer Praktiken, welche die Hegemonie der als „weiß“ markierten Menschen herstellt und aufrechterhält und andererseits als Identitätskategorie, die ebenso wie andere Identitäten/Alteritäten in Relation zu anderen Konnexionen immanent wird und historisch eng verknüpft ist mit einem Normalisierungsdiskurs. „To be normal, even to be normally deviant (queer, crippled), is to be white.“⁹¹ Forscherinnen und

pen und deren Wertvorstellungen innerhalb einer zivilgesellschaftlichen Auseinandersetzung bezeichnete (siehe: Gramsci 2000, S. 190-199).

87 Siehe: Connell 1995, S. 75-76.

88 Martschukat/Stieglitz 2005, S. 71. In die gleiche Richtung zielt, wenn auch mit Hilfe einer unterschiedlichen Herangehensweise, Judith Halberstam: „precisely because white male masculinity has obscured all other masculinities, we have to turn away from its construction to bring other more mobile forms of masculinity to light.“ (Halberstam 1998, S. 16.)

89 Siehe: Connell 2000, S. 33.

90 Daum/Geier et al. 2005, S. 13.

91 Dyer 1997, S. 12. Auch hier handelt es sich ähnlich wie bei der Forschung zu Männlichkeiten um ein expandierendes und zurzeit sehr produktives interdisziplinäres Forschungsfeld, dessen Schwerpunkt bislang in der Untersuchung des US-amerikanischen Kontextes lag. Wegweisende Publikationen sind neben Dyers bereits zitierten Monographie Roediger 1991, Ignatiev 1995, Lipsitz 1998 sowie, aus Perspektive der *Postcolonial Studies*, Young 1990. Zum Einstieg sei an dieser Stelle außerdem noch genannt: Kolchin 2002 und Hill (Hg.) 1997. Auch für den deutschen Forschungskontext gewinnt dieser Forschungsansatz zunehmend an Bedeutung. Vgl.

Forscher betonen die Notwendigkeit, „Weiß-Sein“ losgelöst von Körpern weißer Hautfarbe zu untersuchen und stärker als bisher seine Konstruktion innerhalb der „interlocking axes of power, spatial location, and history“ in den Blick zu nehmen.

„Whiteness is not just about bodies and skin color, but rather more about the *discursive practices* that, because of colonialism and neocolonialism, privilege and sustain the global dominance of white imperial subjects and Eurocentric worldviews“.⁹²

Die solcherart in verschiedenen Kontexten angestellten Überlegungen zum Verhältnis unterschiedlicher „Kategorien sozialer Ungleichheit“ werden zunehmend unter dem Schlagwort der „intersectionality“ oder Intersektionalität zusammengefasst.⁹³ Ursprünglich eingeführt durch die US-amerikanische Juristin Kimberlé Crenshaw, diente der Begriff sowohl der Konzeptionalisierung der multiplen Diskriminierungserfahrungen von *Women of Color* entlang der Kategorien *race*, *class* und *gender* als auch der Kritik an einer antirassistischen und feministischen Politik, welche häufig eine der beiden Diskriminierungsdimensionen ausblendete und auf diese Weise paradoxerweise erneut einschrieb.⁹⁴ Im deutschsprachigen Forschungsbereich hat sich der Begriff vor allem in den sozialwissenschaftlich orientierten *Gender Studies* durchgesetzt. Hier wird Intersektionalität benutzt, um die „Zusammenhänge und Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Achsen der Ungleichheit“ einer globalisierten Welt in den Blick zu nehmen.⁹⁵

Diese Herangehensweise wird innerhalb der Zunft kontrovers diskutiert. So erhebt beispielsweise Katharina Walgenbach den Vorwurf, intersektionale Analysen seien durch einen impliziten Essentialismus gekennzeichnet, denn die Metapher der Verschränkung gehe mit der „Vorstellung eines ‚genuinen Kerns‘ sozialer Kategorien“ einher.⁹⁶ Andere, wie etwa Ina Kerner, mahnen an, sowohl „Rassismen als auch Sexismen“ stärker als „komplexe Machtphänomene“ zu begreifen, die ihrerseits „im Zusammenhang kategorialer Differenzzuschreibungen“ operieren. Dabei gelte es aber auch, diese von anderen Machtformen zu unterscheiden, etwa denjenigen,

dazu Hacker/Bosch (Hg.) 2005, Wollrad 2005; Gerbing/Torenz 2007; Walgenbach 2005; Dietrich 2007 sowie die Beiträge in Eggers (Hg.) 2005; Tißberger (Hg.) 2006, Wachendorfer 2001 und Wollrad 2004.

92 Shome 1999, S. 108 (HiO) und S. 109.

93 Frerichs 2000, Titel sowie Knapp 2005, S. 68. Siehe auch: Klinger 2003.

94 Siehe: Crenshaw 1995, S. 357-358.

95 Siehe dazu die Beiträge in: Knapp/Wetterer (Hg.) 2003; Klinger/Knapp/Sauer (Hg.) 2007; Walgenbach/Dietze et al. (Hg.) 2007; Klinger/Knapp (Hg.) 2008. Zitat: Klinger/Knapp 2007, S. 21 (HiO).

96 Walgenbach 2007, S. 23.

die „im Zusammenhang mit Klassen bzw. Produktionsverhältnissen operieren“.⁹⁷

Wie Gudrun Axeli-Knapp dargelegt hat, gibt es neben dieser fachimmanenten Kritik aber auch grundsätzliche Fragen der Übertragbarkeit der Perspektiven der *intersectionality* auf den deutschen Forschungskontext. Besonders die Kategorien *class* und *race* erweisen sich als sperrige Begriffe. Zum einen bezeichnet ‚Klasse‘ im US-amerikanischen Sprachgebrauch ein anderes Phänomen als im deutschen sozial- und geisteswissenschaftlichen Forschungskontext. Während diesseits des Atlantiks damit eine Gesellschaftsanalyse marxistischer Prägung verbunden ist, wird der Begriff in den Vereinigten Staaten häufig als sozialer Distinktionsmarker eingesetzt. *Race* hingegen, in den USA ein Begriff, welcher nicht nur juristischen Charakter trägt, sondern auch mit positiver Selbstidentifikation verbunden wird, ist im deutschsprachigen Raum aufgrund der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik von einem affirmativen Gebrauch vollkommen ausgeschlossen.⁹⁸

Darüber hinaus stellt sich aus der Perspektive der historischen Forschung eine zweite, grundlegende Schwierigkeit in der Übertragung des Konzepts der Intersektionalität. Es handelt sich hierbei in erster Linie um ein epistemologisches Problem: die genannten Studien argumentieren auf der Grundlage von analytischen Kategorien, die ihrerseits Ergebnisse eines historischen Prozesses sind. Während die Sozialwissenschaften, aus denen das Konzept stammt, mit der empirischen Beschreibung von gesellschaftlicher Differenz (heutiger Gesellschaften) befasst sind, interessieren sich Historikerinnen und Historiker für den Prozess, in dem sich Identitäten und Alteritäten (oder allgemein Differenzkategorien) überhaupt erst konstituiert haben und in denen häufig weder die Abgrenzungen zwischen den Kategorien noch die verwendeten Begrifflichkeiten einem heutigen Verständnis entsprochen haben.⁹⁹ Oder, um mit Anne McClintock zu sprechen,

97 Kerner 2009b, S. 37. Siehe auch Kerner 2009a.

98 Siehe: Knapp 2005, S. 71-73. Auch diese Arbeit hat mit diesen begrifflichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Durch die Auseinandersetzung mit einem Themenkomplex, in dem Rassismus, Kolonialismus und die Artikulation vergeschlechtlichter Identitäten eng mit einander verwoben sind, werden im Folgenden immer wieder historische Begriffe auftauchen, die für heutige Leserinnen und Leser rassistisch und diskriminierend sind. Dort, wo es mir der Klarheit der historischen Analyse wegen notwendig erschien, habe ich diese trotzdem beibehalten, sie aber an Ort und Stelle kritisch markiert. Anders bin ich bei der Verwendung von Identitätskategorien verfahren, die aus der von mir eingenommenen analytischen Perspektive jeweils als sozial hergestellte zu verstehen sind. Zu Gunsten der Lesbarkeit des Textes habe ich hier auf die Kennzeichnung der kritisch-analytischen Distanz mit Hilfe von Anführungszeichen verzichtet.

99 Besonders deutlich ist diese inhärente Tendenz zu einem ahistorischen Denken in Gabriele Winkers und Nina Degeles Darstellung *Intersektionalität*, die ganz explizit eine *generelle* Anleitung für eine empirische, intersektionale Analyse bereitstellen soll (siehe: Winker/Degele 2009, S. 8).

aus historischer Perspektive ist nicht davon auszugehen, dass Kategorien wie ‚Rasse‘, Klasse oder Geschlecht

„can [...] simply [be] yoked together retrospectively like armatures of Lego. Rather, they come into *existence in and through* relation to each other – if in contradictory and conflictual ways. In this sense, gender, race and class can be called articulated categories.“¹⁰⁰

Um also der Gefahr eines Zirkelschlusses zu entgehen, bedarf es der genauen Rekonstruktion der historischen Prozesse, in denen Identitäten und Alteritäten, wie wir mit Blick auf das Thema der hier vorliegenden Studie ergänzen wollen, artikuliert wurden.

Drittens, und dies schließt an den eben genannten Punkt an, können intersektionale Ansätze die Frage nach den Verbindungen und Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Differenzkategorien nur unzureichend beantworten. Um diese analytisch zu fassen, schlugen einige Autorinnen wie Winker und Degele einen „Mehrebenenansatz“ vor, welcher „Struktur- Repräsentations- und Identitätsebene“ zugleich in den Blick nimmt.¹⁰¹ Andere, wie Ina Kerner, fordern eine mehrdimensionale Analyse, welche die institutionellen, personalen und institutionellen Dimensionen von Sexismus und Rassismus in den Blick nimmt.¹⁰² Damit betonen alle Ansätze zur Intersektionalität zwar die Multirelationalität der einzelnen Kategorien, hinterfragen jedoch nicht die traditionell in Binarismen gedachte Struktur von Differenzkategorien (weiß-schwarz; Mann-Frau). Es handelt sich damit also gewissermaßen um eine konzeptionelle Vervielfältigung von Negationsverhältnissen, nicht um deren Auflösung. Die Neuerung des Ansatzes besteht damit lediglich darin, mehrere dieser Abgrenzungsverhältnisse in den Blick zu nehmen statt nur eines. Ein ähnliches Desiderat besteht, wie oben gesehen, hinsichtlich der Notwendigkeit, anders über das kannibalische Andere nachzudenken.

1.3 Anders über das Andere nachdenken: Alterität und nomadisches Subjekt

Anders über das Andere nachzudenken bedeutet gleichzeitig auch, die bisherigen Theorien der Subjektivität in Frage zu stellen. Wurde doch in der europäischen Wissenschaftstradition, von Hegel bis Freud, die Identität des Subjektes über seine Abgrenzung von einem Außen, einem Nicht-Ich, einem Anderen erklärt. Dies ist eine Denktradition, die sich, wie oben be-

100 McClintock 1995, S. 5. Zur Bestimmung des Begriffs der „articulated category“ siehe die folgenden Ausführungen im Anschluss an die Rezeption Deleuzianischer Theoriebildung in den *British Cultural Studies* und durch Feministinnen wie Rosi Braidotti oder Elizabeth Grosz.

101 Winker/Degele 2009, S. 141-142, Zitat S. 140, 141.

102 Kerner 2009b, S. 36.

reits deutlich geworden ist, bis in die zeitgenössische Forschung über Kannibalismus fortgesetzt hat. Ein einschlägiges Beispiel hierfür ist die bereits zitierte Studie von Maggie Kilgour, in der sie das kannibalische Andere als den Spiegel des modernen Subjekts bezeichnet.¹⁰³ Ein anderes Exempel wäre Peter Hulmes Darstellung *Colonial Encounters*. Hier argumentiert Hulme, dass der Kannibale seit dem 13. Jahrhundert das identitätstiftende Andere Europas auf der Ebene kollektiver Identitäten darstelle:

„[B]oundaries of communities are often created by accusing those outside the boundary of the very practice on which the integrity of that community is founded. This is at one and the same time a psychic process – involving repression and projection – and an ideological process – whereby the success of the projection confirms the need for the community to defend itself against the projected threat, thereby closing the circle and perpetuating it.“¹⁰⁴

Und in seiner *Bedeutung des Fremden für die europäische Geistesgeschichte* postuliert Hinrich Fink-Eitel, dass die Abgrenzung von dem Fremden, in seiner Form des Mythos vom Guten und vom Bösen Wilden, als Denkmuster gar eine „kontinuierliche[] Unterströmung der gesamten europäischen Geistesgeschichte seit dem 16. Jahrhundert“ bilde. „Der Böse Wilde“, so Fink-Eitel, sei „das minderwertige Andere der eigenen, überlegenen Kultur“. Unabhängig davon, ob es sich „um äußere oder innere Feinde, um fremdartige Völker oder Rassen, um ‚unzivilisierte‘ oder ‚staatsfeindliche‘ Aufrührer (,Anarchisten‘)“ handele.¹⁰⁵

Es ließen sich viele weitere solcher Beispiele, besonders in populären Darstellungen zur Geschichte des Kannibalismus, finden. Für die uns hier interessierende Reflexion auf das Verhältnis von Identität und kannibalischer Alterität ist jedoch wichtig festzuhalten, dass keine theoretischen Konsequenzen aus dieser Beobachtung gezogen werden, und dies, obwohl unterschiedliche Kannibalen und Kannibalinnen angesprochen werden. Stattdessen wird der kannibalische Wilde, häufig unter Rekurs auf psychoanalytische Modelle, durchgängig als das notwendig Andere des zivilisierten, europäischen Subjekts konzeptionalisiert.

Zerschmetterte Spiegel: Die Verweigerung des imperialistischen Blicks

Dieses Denken macht eine Reihe von Voraussetzungen, die der Zielsetzung der hier vorgelegten Arbeit zuwiderlaufen. Erstens basiert dieses Modell auf der Annahme, dass eine klare Trennung zwischen dem Subjekt und seinem Außen möglich sei. Dabei ist der Begründungszusammenhang

103 Kilgour 1998, S. 242-243.

104 Hulme 1992, S. 85.

105 Fink-Eitel 1994, S. 10, 9.

reflexiv: Indem das Subjekt sich als das andere des Anderen begreift, führt es die Trennung herbei, die als Voraussetzung für seine Identität gedacht wird. Durch die Verleugnung der Herstellung dieser Unterscheidung werden zweitens diejenigen Prozesse, die in diesen Differenzproduktionen stecken, enthistorisiert und aus dem Blick der geschichtswissenschaftlichen Betrachtung gerückt. Drittens ist dieses Modell vom Zentrum aus gedacht: Das Andere wird zur Kulisse, es wird nicht im Sinne eines eigenen Rechtes thematisiert, sondern als ein Passives, auf welches das Subjekt sich selbst einschreibt.¹⁰⁶ In diesem Sinne kann von einem „metaphysical cannibalism“ of the subject“¹⁰⁷ gesprochen werden. Diese Perspektive reproduziert das Selbstbild des kolonialisierenden, herrschaftsausübenden Subjektes auf der Ebene der Metaphysik.

Um den Fußfallen dieses metaphysischen Kannibalismus zu entgehen, ist es notwendig, wie Homi K. Bhabha es formuliert hat, „to think beyond narratives of originary and initial subjectivities“. Bhabha geht mit dieser Forderung allerdings nur die Hälfte des Weges, den die hier vorliegende Studie verfolgen möchte. Zwar schlägt er einerseits vor, ganz im Sinne meines Forschungsinteresses, sich auf die Analyse von „in-between“ spaces“ zu konzentrieren, welche er als diejenigen „moments or processes that are produced in the articulation of cultural differences“ versteht.¹⁰⁸ Gleichzeitig operiert er andererseits mit den Kategorien der Lacan'schen Psychoanalyse.

Jacques Lacan wiederum unterscheidet mit Blick auf die psychologische Entwicklung des Individuums zwei Aspekte. Erstens sei das Andere dasjenige, durch dessen Wahrnehmung sich das Kind seiner Selbst und seines Körpers bewusst werde. Das Individuum sehe ein Bild von sich selbst, eine *Gestalt*, und gewinne über die Wahrnehmung eines Mangels, einer Abwesenheit, das Bewusstsein von sich selbst als einer von seinem Gegenüber unabhängigen Entität. Dies geschehe in der „Spiegelphase“, der Entwicklung eines Kindes zwischen dem sechsten und achtzehnten Monat.¹⁰⁹ Zweitens sei das Andere als das „*grand-autre*“, das Große Ande-

106 Vgl. hierzu die Kritik von Emmanuel Lévinas an der traditionellen Vorstellung vom Verhältnis von Identität und Alterität. Laut Lévinas führen alle solcherart gestalteten Versuche des Subjekts, das Andere zu erkennen, zu einer „reduction of the other to the same“, da das erkennende Subjekt den Anderen immer nur als anderes Subjekt wahrnehmen kann, oder wie Lévinas formuliert: Ich kann „receive nothing of the Other but what is in me“. (Lévinas 1969, S. 43.)

107 Braidotti 2002, S. 72 (HiO).

108 Bhabha 2001, S. 1.

109 „Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint (Bericht für den 16. Internationalen Kongreß für Psychoanalyse in Zürich am 17. Juli 1949)“, in: Lacan 1986, Bd. 1, S. 61–70, hier besonders S. 64–69.

re, dasjenige, durch welches das Subjekt seine Identität erhalte.¹¹⁰ Ähnlich wie Louis Althusser in seinem Modell der Anrufung geht Lacan davon aus, dass das Individuum erst durch den Blick der Verkörperungen der symbolisch-gesellschaftlichen Ordnung seine Identität erlange. Dieses symbolische Andere kann durch verschiedene Personen repräsentiert werden, in der Entwicklung des Kindes beispielsweise durch Mutter oder Vater. Es ist für die Identität des Subjekts konstitutiv: Das Subjekt existiert nur in seinem Blick.¹¹¹ Das Andere ist damit auch für Lacan das Gegenüber des Subjekts, welches seinerseits die eigene Identität nur über die Abgrenzung zum Anderen definieren kann. Dieses dialektische Verhältnis zwischen diesen beiden ist gekennzeichnet durch einen fundamentalen Mangel und oszilliert zwischen Ablehnung und positiver Identifikation.¹¹² Entsprechend beruht Lacans Verständnis vom Anderen auf dem oben bereits kritisierten, in der Philosophie traditionell vertretenen Negationsverhältnis.

Indem sich Bhabha auf Lacans Begrifflichkeiten bezieht, übernimmt er implizit die hier skizzierten Grundannahmen, welche wiederum seine Analyse der ‚*in-between*‘ spaces im Sinne eines Negationsverhältnisses zwischen Identität und Alterität präfigurieren. Um also, unter Berücksichtigung der oben ausgeführten Kritik des metaphysischen Kannibalismus, diejenigen Prozesse, welche Identität und Alterität herstellen und aufrechterhalten, historisierend in den Blick nehmen zu können, müssen wir diese und jede andere Form des „imperial gaze“¹¹³ des Subjektes auf das Andere aufgeben und grundsätzlich neue Wege einschlagen, um über das Andere oder seine Differenz nachzudenken. Der Versuch, „Differenzen anders zu denken“¹¹⁴, nimmt eine prominente Stelle im Denken des Philosophen Gilles Deleuze und seines Autor-Kollegen, dem Psychoanalytiker Félix Guattari, sowie in den kritischen Aneignungen ihrer Werke durch feministische Theoretikerinnen wie Elisabeth Grosz oder Rosi Braidotti ein. Ihre Vorschläge bilden das konzeptionelle Rüstzeug der hier vorgelegten Arbeit und sollen daher im Folgenden näher erläutert werden.

110 Lacan unterscheidet das *grand-Autre* und das Andere, welches im Zug der Spiegelphase entsteht, sprachlich durch eine Groß- bzw. Kleinschreibung, die sich im Deutschen aufgrund des in beiden Fällen vorangestellten Personalpronomens nicht durchhalten lässt.

111 Siehe: Lacan 1968, S. 189, 269.

112 Siehe: Lacan 1978, S. 214-226. Unter Bezug auf dieses Modell von Projektion und Abjektion argumentiert beispielsweise Peter Hulme, dass der Kannibale seit dem 13. Jahrhundert das identitätstiftende Andere Europas darstelle (siehe: Hulme 1992, S. 85).

113 Kaplan 1997, S. 1-5, Zitat S. 1. Vgl. dazu auch Anne McClintocks Ausführungen zur Bedeutung des Blicks bei der Anordnung des kolonialen Anderen im „commodity spectacle“ der Werbung oder der Kolonialschauen (McClintock 1995, S. 56-59).

114 Siehe: Allolio-Näcke/Kalscheuer 2005, S. 9-10, Zitat S. 10.